



universität
wien

DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

„Die Erosion des Amateurwesens im österreichischen
Schisport“

verfasst von / submitted by

Elias Hofstädter

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Magister der Naturwissenschaften (Mag. rer. nat.)

Wien, 2020 / Vienna, 2020

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 190 482 313

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Lehramtsstudium UF Bewegung und Sport UF
Geschichte, Sozialkunde, Polit.Bildg.

Betreut von / Supervisor:

ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Rudolf Müllner

Danksagung

An dieser Stelle möchte ich mich bei all jenen bedanken, die mich während meines Studiums unterstützt haben.

Mein besonderer Dank gilt meinen Eltern Jakob und Beatrix Hofstädter die mich während des Studiums immer bestmöglich beraten haben.

Weiters möchte ich mich bei meinen Studienkollegen, insbesondere Philipp Bör und Wolfgang Altermann, bedanken die mir immer mit Rat und Tat zur Seite standen und mit denen ich unvergessliche Momente erleben durfte.

Auch meinem Onkel, Taufpaten und zugleich auch Chef, Nikon Kocum möchte ich an dieser Stelle dafür danken, dass er es mir ermöglicht hat neben dem Studium einen Beruf auszuüben. Durch sein Vertrauen, seine Flexibilität und seinem Humor war die Doppelbelastung von Beruf und Studium mehr Vergnügen als Arbeit.

Zu guter Letzt möchte ich mich bei meiner Freundin Madeleine bedanken, die mir auch abseits vom Studium eine unglaubliche Stütze im Leben ist für die ich unglaublich dankbar bin.

Eidesstattliche Erklärung

Ich, Elias Hofstädter, erkläre hiermit, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig verfasst und nur die angeführten Hilfsmittel verwendet habe. Die aus Quellen übernommenen direkten oder indirekten Gedanken, sind als solche kenntlich gemacht. Diese Arbeit wurde weder an einer anderen Stelle, noch von anderen Personen eingereicht.

Wien, 26. Februar 2020

(Ort, Datum)

(Unterschrift Verfasser)

Abstract Deutsch

Die vorliegende Diplomarbeit beschäftigt sich mit der Erosion des Amateurwesens im österreichischen Schisport. Das Amateurwesen im Sport war kein starrer unveränderbarer Begriff, sondern wurde immer wieder angepasst. Bei den Olympischen Spielen war der Begriff des Amateurs fast ein ganzes Jahrhundert ein Thema, über das immer wieder diskutiert und debattiert wurde.

Nachdem der Alpine Schisport bei den Olympischen Spielen 1936 zum ersten Mal im Programm aufgenommen wurde, wurden nach dem Zweiten Weltkrieg mit der Zeit neue Alpine Disziplinen ins Olympische Programm integriert und der Schisport erfreute sich immer größerer Beliebtheit. Bereits zu Beginn der 1950er Jahre kam es bei einigen RennläuferInnen zu Problemen hinsichtlich ihres Amateurstatuses. Amateur war prinzipiell jede/r, die/der den Sport „aus Liebe“ ausführt. Um dies bestmöglich gewährleisten zu können, waren zunächst unter anderem jegliche Formen von Gehaltszahlungen, seien es Entschädigungszahlungen für Gehaltsverluste oder Werbung jeglicher Art, verboten. Vereinfacht kann man sagen: Alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die durch den Sport, in welcher Form auch immer, Kapital schlagen konnten, waren gemäß den Zulassungsbedingungen des IOC (Internationales Olympisches Komitee) keine Amateure mehr und somit nicht teilnahmeberechtigt. Im Laufe der Zeit wurden diese Regeln zwar zugunsten der LäuferInnen gelockert, aber die Intention, dass mit dem Sport kein Geld verdient werden durfte, blieb gleich. Erst 1981 wurden die Zulassungsbedingungen für die Olympischen Spiele insofern geändert, dass das Amateurwesen mehr oder weniger abgeschafft wurde. Offiziell durften die FahrerInnen immer noch keine BerufsathletInnen sein, Gehaltsausfälle konnten jedoch in beliebiger Höhe und über einen beliebigen Zeitraum kompensiert werden. Deswegen wurde das Jahr 1981 als das Ende des Amateurwesens bei den Olympischen Spielen angesehen – insbesondere im Schisport. Das ist auch der Grund, weswegen in dieser Diplomarbeit die Zeitspanne von 1945 bis 1981 untersucht wird.

Fakt ist, dass gerade der Schisport, respektive die RennläuferInnen immer wieder verdächtigt wurden, sich nicht an die Zulassungsbedingungen bzw. Amateurregeln des IOC zu halten. Diese Vorwürfe werden in der folgenden Arbeit bestätigt und mit diversen Indizien belegt.

Abstract Englisch

This diploma thesis deals with the abrasion of amateur sports in Austrian skiing. The definition of amateur sports was not a firm or set term, yet it was constantly adapted. For almost a century the term “amateur” was discussed and debated at the Olympic Games.

After Alpine skiing was included in the program for the first time at the 1936 Olympic Games, new Alpine disciplines were gradually added to the Olympic program after the Second World War and skiing became more and more popular. Soon after, racers had problems with their amateur status. In general, everyone was defined “amateur” who practiced the sports out of passion. In order to keep it that way all forms of payment such as salary, loss of salary or any kind of advertisement were prohibited. Simply put: Anyone who could profit from sports in any form or shape was no longer considered an amateur and was therefore not entitled to participate in accordance with the admission requirements of the IOC (International Olympic Committee). Over the years these rules were softened in favor of the participants. The rule however, that no profit could be made and no money was allowed to be earned from doing sports remained the same. It was only in 1981 that the admission requirements for the Olympic Games were relaxed to the extent that the amateur system, was more or less abolished. Officially, the skiers were still not allowed to be professional athletes - however, lost wages could be compensated in any amount and over any period of time, which is why the Olympic Games in 1981 can be defined as the end of amateurisms, especially in Alpine skiing. This is also the reason why this diploma thesis examines the period from 1945 to 1981.

Fact is that skiing racers in particular have been suspected repeatedly of no compliance to the admission requirements or amateur rules of the IOC. These allegations are impressively confirmed in the following work and backed up with various indications.

Inhalt

1. Einleitung	13
1.1 Stand der Forschung.....	14
1.2 Fragestellung	15
1.3. Methodik	15
2. Entwicklung des modernen Sports	18
2.1 Entwicklung des Sports in Österreich	20
3. Das Amateurwesen im Sport.....	22
3.1 Etymologie und Alltagssprache	22
3.2 Die Geschichte des Amateursports	23
3.3 Etablierung des Amateurwesens in Europa.....	26
4. Die Olympischen Spiele der Neuzeit	27
4.1 Hintergründe der Wiedereinführung	27
4.2 Die ersten Olympischen Jahre und die Amateurstatuten	31
5. Die Olympischen Winterspiele	35
6. Die Entwicklung der Olympischen Winterspiele von 1948 bis 1980	37
6.1 St. Moritz 1948.....	38
6.2 Oslo 1952	39
6.3 Cortina d'Ampezzo 1956	39
6.4 Squaw Valley 1960	40
6.5 Innsbruck 1964.....	41
6.6 Grenoble 1968	42
6.7 Sapporo 1972.....	43
6.8 Innsbruck 1976.....	43
6.9 Lake Placid 1980	44
6.10 Conclusio der Entwicklung	44

7. Avery Brundage.....	45
7.1 Biographie und Werdegang	45
7.2 Brundage und das Amateurwesen	47
7.3 Winter- und Schisport.....	50
8. Wirtschaftsentwicklung.....	52
8.1 Österreichs Wirtschaftsentwicklung von 1945 – 1980.....	52
8.2 Die Entwicklung des Schisports von 1945 – 1980	55
8.3 Die Entwicklung der Skiindustrie von 1945 – 1980.....	55
9. Die Geschichte des österreichischen Schisports.....	58
9.1 Der Schisport in Österreich von 1945 – 1980	58
10. Die Erosion des Amateurwesens im österreichischen Schisport.....	61
10.1 Symbiose zwischen Fabrikanten und SchifahrerInnen.....	62
10.1.1 Der Beginn: Winterspiele 1948 in St. Moritz und WM 1950 in Aspen	63
10.2 Berufe, Anstellungsverhältnisse und Geld	65
10.3 Der Fall Christian Pravda	69
10.4 Amateurdiskussionen in den 1950er Jahren	70
10.5 Erwähnenswerte Umgehungen des Amateurparagraphen.....	72
10.5.1 Schifilme.....	72
10.5.2 Preise und andere Zuwendungen.....	75
10.5.3 Werbung mit Schistars.....	77
10.5.4 SchilehrerInnen und TrainerInnen.....	84
10.6 Die weitere Entwicklung des Einflusses der Skiindustrie	85
10.6.1 Die Entwicklung in den 1960er Jahren.....	86
10.7 Ansätze der Professionalisierung im Amateursport	88
10.7.1 Jugendarbeit.....	89
10.8 Die 1970er Jahre – das Ende des Amateurwesens	90
10.8.1 Austria Ski Pool.....	90

10.8.2 Der Fall Karl Schranz.....	91
10.9 Die Entwicklung in den 1970er Jahren	95
10.9.1 Gehälter der Schistars.....	95
10.10 Das Ende des Amateurwesens bei Olympischen Spielen	101
11. Zusammenfassung.....	102
12. Kritik	103
13. Literaturverzeichnis.....	104
14. Abbildungsverzeichnis	111

1. Einleitung

Dass der Alpine Rennsport in der heutigen Zeit eine Vollzeitbeschäftigung ist, mit der sich bei entsprechender Leistung gutes Geld verdienen lässt, steht außer Frage. SiegerInnen bei bekannten Weltcuprennen, wie zum Beispiel der Abfahrt in Kitzbühel, werden mit hohen Prämien entlohnt und erhalten nebenbei Geld von Sponsoren des ÖSV, sowie von privaten. Von Marcel Hirscher, Dominator des Alpiner Schi Weltcups in den 2010er Jahren, ist bekannt, dass er mit dem Rennfahren in einer Saison, allein durch Preisgelder, mehr als 500.000,- Euro verdiente. (Laola 1, 2018)

Doch das war nicht immer so. Im späten 19. Jahrhundert, als der französische Aristokrat Pierre de Coubertin die Idee der Wiederaustragung der olympischen Spiele umsetzte, waren die Amateurstaturen zentrale Punkte der Bewegung. Im ersten Olympischen Kongress von 1894 in Paris, also zwei Jahre vor der Durchführung der ersten Olympischen Spiele der Neuzeit, wurde festgelegt, dass, außer im Fechten, nur Amateure zugelassen werden sollten (Müller, 1983, S. 27). Bei Verstößen kam es zum Ausschluss von Akteuren. Nachdem die „Amateurregel“ oder der „Amateurparagraph“, wie die Zulassungsregel 26 der Olympischen Spiele oft auch genannt wird, immer wieder diskutiert wurde, galt sie ab den 1960er Jahren als veraltet. Die Wirtschaft vollzog in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen Aufschwung und auch die SportlerInnen wollten davon profitieren. Avery Brundage, Präsident des Olympischen Komitees von 1952 bis 1972, galt als Verfechter des Amateurwesens und war auch mitverantwortlich, dass Karl Schranz 1972 von den Olympischen Winterspielen in Sapporo ausgeschlossen wurde. Ein Jahr darauf wurde der „Amateurparagraph“ gelockert, was bedeutete, dass „eine Beruhigung dieser Frage in den folgenden Jahren“ eintrat (Müller, 1983, S. 137). 1981 folgte eine weitere Lockerung die mehr oder weniger mit der Öffnung der Spiele, vor allem für den Alpiner Schisport, einherging. Jedoch erst 1986 wurden schlussendlich sämtliche Zulassungsbestimmungen die ProfisportlerInnen von einer Teilnahme abhielten, eliminiert, sodass seit den Spielen 1988 Profis aus allen Sportarten bei Olympischen Spielen teilnehmen durften. Doch auch heute gilt es noch, Regeln zu befolgen, die an die Zeit, als das Amateurwesen bei den Olympischen Spielen hochgehalten wurde, erinnern. So steht in der olympischen Charta von 2017 in der Zulassungsregel 40, dass niemand, der an den Olympischen Spielen teilnimmt, während der Zeit der Spiele sich selbst für Werbung zur Verfügung stellen darf (Veddar & Lämmer, 2014, S. 73).

1.1 Stand der Forschung

Kommerzialisierung, Professionalisierung und somit Erosion des Amateurwesens im österreichischen Schisport gehen Hand in Hand und sind nicht voneinander zu trennen, da es bei dem „Amateurparagraphen“ direkt oder indirekt fast immer ums Geld ging. Die AthletInnen durften durch ihr Sporttreiben keinen Gewinn ziehen, da Sport nur „unproduktiven Zwecken dienen soll“ (Mätzler, 2009, S. 35). „Jeder [...] solle dies aus Freude an der Bewegung [...]“ tun (Mätzler, 2009, S. 35). Doch die Regelungen änderten sich mit der Zeit. So durften zum Beispiel bei den Olympischen Spielen 1936 keine SchilehrerInnen teilnehmen, da sie gemäß der Zulassungsregel 26 aufgrund ihrer Tätigkeit nicht als Amateure galten. Ab 1971 wurde jedoch in der neuen Fassung der Zulassungsregel dezidiert darauf hingewiesen, dass SportlehrerInnen, die Anfänger unterrichten, teilnahmeberechtigt sind. (Berlioux, 1971, S. 202f.) Bekannt ist, dass die Zulassungsregel, die bestimmte, welcher Sportler oder welche Sportlerin zu den Olympischen Spielen zugelassen wurde, hinsichtlich des „Amateurparagraphen“ im Laufe der Zeit gelockert und 1986 in Lausanne komplett aufgehoben wurde. (Prohl & Röthig, 2003, S. 298)

Eine weitere Tatsache ist, dass SchifahrerInnen immer wieder Probleme mit dem „Amateurparagraphen“ hatten. Auch österreichische AthletInnen kamen hiermit in Konflikt. Beispielweise die Schifahrerin Dagmar Rom, die bei den olympischen Spielen 1952 in Oslo „zeitweise Schwierigkeiten hinsichtlich ihres Amateurstatus“ (David, 2016, S. 75) bekam. Rom spielte zu dieser Zeit bei einem Film die Hauptrolle und ihr Weltmeistertitel wurde zunächst für Reklamezwecke für den Film verwendet, dann jedoch überklebt (Pollak, 1951, S. 8), sodass die FIS Mitte Jänner zu der Entscheidung kam, dass es sich um keine Verletzung der Amateurstatuten handelte (Pollak, 1952, S. 8). Der wohl bekannteste österreichische Fall hinsichtlich Probleme mit dem Amateurstatus, ist der von Karl Schranz, der 1972 von den Olympischen Spielen in Sapporo ausgeschlossen wurde. Ein Anlass dafür war ein T-Shirt mit der Aufschrift „Aroma-Kaffee“, welches er bei einem Benefizfußballspiel trug (König & Zimmer, 2002). Der tatsächliche Grund dafür, dass er als nicht teilnahmeberechtigt erklärt wurde, war jedoch laut Zulassungskommission, die Art und Weise, wie Schranz seinen Namen und seine Bilder für werbliche Zwecke in den letzten Jahren nutzte (Berlioux, 1972, S. 71).

Wie anhand dieser Beispiele zu sehen ist, wurde der „Amateurparagraph“ jahrelang streng geahndet. Mittlerweile wird jedoch sehr offen darüber gesprochen, dass finanzielle

Zuwendungen und Umgehungen durchaus an der Tagesordnung standen. So schrieb Teibenbacher (1996, S. 258), dass Schranz' Ausschluss zwar gerecht war, er jedoch nur die Spitze des Eisbergs repräsentierte. Auch die Deutsche Christa Schmuck meinte dazu: „the others have also earned money consequently they should be disqualified as well.“ (Loew, 2008, S. 159). Die Olympiazweite von Oslo 1952 Dagmar Rom erzählte bereits 1973, dass zwischen der damaligen und der heutigen Schiwelt „Welten“ liegen und, dass die SportlerInnen heute „dicke Schecks“ erhalten würden (Scheuch, 1973, S. 16) und das, obwohl zur Zeit des Interviews offiziell noch kein Geld verdient werden durfte.

1.2 Fragestellung

Unklar ist bisweilen jedoch konkret, in welcher Form und ab wann österreichische SchirennfahrerInnen bezahlt wurden. Wie anhand der Aussage von Dagmar Rom zu erkennen ist, vollzog sich diese Entwicklung nicht von heute auf morgen, sondern über Jahre hinweg. Ebenfalls unklar ist, ob auch noch weitere Umgehungen bzw. Verstöße gegen die Amateurrichtlinien nachweisbar sind.

Es wird immer wieder von Zahlungen (Scheuch, 1973, S. 16; König & Zimmer, 2002; ORF, 2014) für diverse AthletInnen berichtet, jedoch gibt es keine Hinweise auf konkrete Summen und welche Leistungen dafür in Anspruch genommen wurden. Das führt zu folgenden Fragestellungen:

- Von wem, wie und in welcher Form wurden SportlerInnen unterstützt?
- Welche Hinweise gibt es, dass SportlerInnen Geld verdienten und wie viel verdienten sie im Laufe der Zeit?
- Welche Umgehungsstrukturen des Amateurwesens von Seiten der Schistars gab es und wie sahen diese aus?

1.3. Methodik

Um das Kernthema dieser Arbeit, die Erosion des Amateurwesens im österreichischen Schisport zu beleuchten, wird mit diversen Materialien gearbeitet. Dazu zählen zum einen Artikel über den Schisport im Nachrichtenmagazin Profil. Da diese Zeitschrift oft über wirtschaftliche Themen berichtet, wurde davon ausgegangen, dass bei Artikeln rund um das Thema Schisport, wie zum Beispiel bei diversen Porträts über Schistars, Artikel über die Schiindustrie etc. auch die finanziellen Aspekte betrachtet werden, was sich im Nachhinein als richtig herausstellte.

Weiters wurde in der ehemaligen Tageszeitung „Arbeiter-Zeitung“ zu bestimmten Anlässen recherchiert, weil sich die Suche in der allgemeinen Literatur zu spezifischen Punkten als nicht ergiebig darstellte.

Ausgaben des deutschen Nachrichtenmagazins *Der Spiegel* wurden auf Artikel rund um den Schisport untersucht. Der Grund hierfür ist vor allem folgender: Die Erosion des Amateurwesens im Schisport war keine länderspezifische Sache, die ausschließlich in Österreich auftrat. Vielmehr erodierte das Amateurwesen im Schisport allgemein. Der Spiegel veröffentlichte diesbezüglich zum einen immer wieder interessante Artikel, die direkt oder indirekt mit dem Amateurwesen im Schisport im Zusammenhang stehen und zum anderen Interviews von Verantwortlichen, wie dem IOC Präsidenten Avery Brundage.

Ebenfalls untersucht wurden die offiziellen Publikationen des ÖSV. In den Jahren 1952 bis 1956 hieß diese „Mitteilungsblatt des ÖSV“, von 1956 bis 1959 „Austria Ski Sport: Zeitschrift des ÖSV“ und von 1969 bis 1982 „Austria Ski: Offizielle Zeitschrift des ÖSV“. Diese Zeitschriften wurden allen voran hinsichtlich des Amateurwesens bei den österreichischen RennläuferInnen untersucht, wobei bereits hier anzumerken ist, dass dieses Medium, verglichen zu Profil und Spiegel, nicht als Aufdeckermagazin, sondern mehr als Sprachrohr des ÖSV zu sehen ist und im Hinblick darauf vor allem in puncto Hintergehungsstrukturen des Amateurwesens nichts gefunden wurde.

Ein wichtiger Faktor bei der Recherche waren Autobiographien und Biographien der ehemaligen Schistars (Schanz, Sailer, Moser-Pröll, Klammer, Schinegger), die teilweise mehr als eine Biographie veröffentlichten. Auffallend war, dass erst die Biographien der neueren Zeit (ab dem Jahr 2000) Einblicke in Umgehungsstrukturen und Gehälter der Schistars offenbarten. So veröffentlichte Schranz sowohl 1963 (Schanz, 1963) als auch 1973 (Schanz & Kuhn, 1973) ein Buch. Sailer veröffentlichte 1956 in seinem Buch seinen Weg zum dreifachen Olympiasieger. (Sailer, 1956) und Prüller (1973) veröffentlichte eine Biographie von Annemarie Moser-Pröll. Gemeinsam ist diesen Biographien, dass nichts über jegliche Art von Bezahlungen und Umgehungen des Amateurwesens berichtet wurde. Ebenfalls wurde weitere Literatur über den österreichischen Schisport nach besonderen Vorfällen hinsichtlich des Amateursports untersucht. Auch hier gilt, dass erst später veröffentlichte Bücher, wie jenes von Strasser (2006) Einblick in Bezahlstrukturen und somit Hintergehungen des Amateurwesens gewähren. Sowohl die Recherche bei Seefranz (1976) als auch bei Huber & Kupfer (1973) ergab keine relevanten Erkenntnisse hinsichtlich des Amateurwesens im österreichischen Schisport.

Ebenfalls genauer betrachtet wurden diverse Porträts von ehemaligen Schistars (Schrantz, Sailer, Klammer, Moser-Pröll, Jochum-Beiser und Egon Zimmermann), die im ORF ausgestrahlt wurden. Auch hier wurde kaum über Geld, Gehälter oder diverse Zahlungen an die jeweiligen SportlerInnen gesprochen.

Des weiteren wurde online nach Artikeln und Interviews von ehemaligen SchifahrerInnen, Schifabrikanten¹ und Sportfunktionären gesucht und diese hinsichtlich Gehälter und Amateurwesen untersucht.

¹ Da die Schifabrikanten allesamt männlich waren wird hier ausschließlich die männliche Form verwendet.

2. Entwicklung des modernen Sports

Sport ist keine Erfindung der Neuzeit. Bereits im Mittelalter und in der Antike gab es Veranstaltungen, bei denen zwei oder mehrere Athleten ihre Leistungen in Wettkämpfen verglichen und ein/e Sieger/in hervorging. Man denke nur an die antiken olympischen Spiele oder die Ritterturniere im Mittelalter. (Barber & Barker, 2001)

Jedoch gilt der moderne Sport mit seinen Strukturelementen, auf die in diesem Kapitel eingegangen wird, als Erfindung der Neuzeit.² (Bohus, 1986, S. 128)

Doch was genau wird unter Sport verstanden? Aufschlussreich ist an dieser Stelle bereits die etymologische Betrachtung des Begriffs, denn die Herkunft und Herleitung des Wortes geben bereits wichtige Hinweise darüber, was unter „Sport“ verstanden wurde und woher er stammt. Der Begriff „Sport“ stammt aus dem Englischen von „disport“ ab, das sich wiederum vom lateinischen „deportare“ ableitet, was so viel wie Vergnügen, Zeitvertreib oder Zerstreuung bedeutet. (Mosebach, 2017, S. 146; Bohus, 1986, S. 126) Die erste Überlieferung in die deutsche Sprache stammt aus dem Jahre 1828 vom deutschen Reiseschriftsteller Fürst zu Pückler-Muskau. (Mosebach, 2017, S. 146) Anhand der Herleitung lässt sich bereits erkennen, dass Sport früher ausschließlich eine Freizeitbeschäftigung war und somit nicht vergleichbar mit den kommerzialisierten sportlichen Wettkämpfen der heutigen Welt ist.

Genau wie der Begriff „Sport“, kommt auch der moderne Sport aus England. Im 18. Jahrhundert waren die „British Sports“ ein Freizeitvergnügen der Oberschicht, denn diese hatte neben ausreichend Geld auch genügend Zeit, einer sportlichen Tätigkeit nachzugehen. (Mosebach, 2017, S. 150f.) Aufgrund der aufkommenden Industrialisierung und der damit einhergehenden Veränderungen am Arbeitsmarkt, wie ein schneller Anstieg der Löhne, gefolgt von neuen Arbeitsgesetzen, wie die Begrenzung der Arbeitszeit auf zehn Stunden pro Tag, die Einführung einer (wenn auch unbezahlten) Urlaubswoche und die Halbierung der Samstagsarbeit, führte allmählich dazu, dass auch die sogenannte „working class“ mehr Freizeit hatte und sich sportlichen Aktivitäten widmete. (Llewellyn & Gleaves, 2016, S. 13) Ihnen waren die sogenannten „Games“, volkstümliche Spiele, vorbehalten. (Mosebach, 2017, S. 151)

² Die Neuzeit als Epoche begann um 1500 und geht bis heute.

Der Sporttreibende, also „sportsman“, galt in England als Synonym für „Gentlemen“. Das bedeutete gleichzeitig, dass jemand, der aus der „working class“ stammte, kein „sportsman“ sein konnte, da er aufgrund seiner sozialen Schicht nicht als Gentleman galt. Diese Synonyme brachten auch mit sich, dass die Gentle- bzw. Sportsmen beim Sporttreiben unter sich bleiben und sich von den „Games“ abheben wollten. (Mosebach, 2016, S. 151)

So waren beliebte sportliche Aktivitäten zunächst „Geschicklichkeitsspiele, Tierkämpfe sowie Vorformen der Disziplinen Fußball, Cricket, Pferderennen, Boxen, Rudern und Wettlauf“ (Eisenberg, 1999, S. 25), während heute beliebte Sportarten, wie der Schisport noch nicht erfunden waren. Auch das Wetten auf ein sportliches Ereignis, was heute nicht als sportliche Aktivität bezeichnet wird, galt zu jener Zeit ebenfalls als Sport. (Mosebach, 2017, S. 153)

Neu waren neben dem Begriff „Sport“ vor allem die Strukturelemente, die den modernen britischen Sport eben genau zu dem machten, für das er auch heute noch bekannt ist. Sportsgeist bzw. Fairplay galt für alle AthletInnen gleichermaßen und beides waren unter anderem Gründe dafür, dass Regeln verfasst wurden. (Guttmann, 1979, S. 25) Der „Sieg um jeden Preis [...] war verpönt, fast undenkbar“ (Mosebach, 2017, S. 152) und stellte somit schon einmal eine deutliche Abgrenzung zu antiken Wettkämpfen dar, bei denen auch unfaire Mittel angewandt wurden, sofern man daraus einen Vorteil für sich ziehen konnte. Ebenfalls neu sind die Aufzeichnungen (to record) der Leistungen und die damit einhergehende Jagd nach Rekorden und das Wetten auf den Ausgang des Spiels bzw. den Wettkampf. Anders als andere körperliche Ertüchtigungen, wie das deutsche Turnen, dem die Messung der Leistung nicht bekannt waren, baute der Sport von Anfang an auf die Prinzipien der Leistung, der Konkurrenz und des Rekords auf. (Bohus, 1986, S. 126) Im antiken Griechenland dagegen wurden weder Weiten gemessen, noch Ergebnislisten geführt, was sich mit der Etablierung des modernen britischen Sports änderte und heute beim sportlichen Wettkampf nicht mehr wegzudenken ist. (Guttmann, 1979, S. 59) Laut Guttmann (1979, S.25f.) waren Teilaspekte des modernen Sports, dazu zählen Weltlichkeit, Chancengleichheit, Rollenspezialisierung, Rationalisierung, Bürokratisierung und Quantifizierung bereits in früheren Zeiten gegeben, jedoch alle Aspekte unisono waren erst im Sport der Moderne anzutreffen.

Ein Punkt für die Etablierung des modernen britischen Sports über England hinaus war unter anderem jener, dass es aufgrund des Rekordprinzips zum Aufkommen internationaler

Vergleichswettkämpfe kam. Im Laufe des 19. Jahrhunderts kam es so zu den ersten Weltmeisterschaften in verschiedenen Disziplinen. Während die ersten Ruderweltmeisterschaften bereits 1830 stattfanden, wurden in den 1860er Jahren weitere Weltmeisterschaften in diversen Sportarten wie Golf (1860), Boxen (1867) und Schwimmen (1869) ausgetragen. (Bohus, 1986, S. 129)

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts fand der Sport nach und nach auf dem europäischen Kontinent Anklang. Vor allem ab den 1880er Jahren kam es zu einer Verbreitung des Sports über ganz Europa. Neben dem Aufkommen internationaler Wettkämpfe führt Bohus (1986, S. 129f.) weitere Gründe für diese Entwicklungen an: Zum einen haben sich das Leistungs- und Konkurrenzverhalten, zwei wesentliche Strukturelemente des modernen Sports im 19. Jahrhundert, auch als Prinzipien des gesellschaftlichen Lebens generell durchgesetzt und zum anderen kam es in dieser Zeit zu einer wirtschaftlichen Hochphase in den westeuropäischen Ländern, die zu einem höheren Lebensstandard führte und in weiterer Folge dazu, dass die materiellen Voraussetzungen für sportliche Betätigung gegeben waren. (Bohus, 1986, S. 129)

Der moderne Sport mit seinen auch heute noch geltenden Strukturelementen entwickelte sich also bereits im 18. Jahrhundert in England und verteilte sich ab Mitte des 19. Jahrhunderts in ganz Europa und der restlichen Welt.

2.1 Entwicklung des Sports in Österreich

Auch in Österreich³ kam es demnach in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Etablierung des modernen britischen Sports. Doch zuvor, bereits in den Jahren 1848/49 wurde eine andere Bewegungskultur, nämlich die des Deutschen Turnens, in den österreichischen Lehrplänen verankert. Sukzessive kamen neben dem Turnen verschiedenste Sportarten, die den britischen „Sports“ zuzuschreiben sind auf. Die Etablierung der jeweiligen Sportarten, die zunächst „unbekannte körperliche Übungen und Spiele sowie eine neue Art und Weise schon vorhandene Aktivitäten zu betreiben“ (Norden, 1998, S.57) waren, war auch in Österreich ein Prozess, der eine gewisse Zeit in Anspruch nahm und nicht von heute auf morgen passierte. Der Schisport kam genauso, wie die Sportarten Fußball, Radfahren, Leichtathletik oder Tennis in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Österreich auf und gewann um die Jahrhundertwende ins 20. Jahrhundert

³ Auch wenn die Entwicklungen des Landes Österreich in den letzten 170 Jahren immer wieder starke Gebietsveränderungen mit sich brachten ist mit dem Begriff Österreich weitgehend jenes Staatsgebiet gemeint auf dem wir uns heute befinden.

zunehmend an Zustimmung in der breiten Bevölkerung. (Norden, 1998) Ein kompakter Überblick der Schigeschichte in Österreich erfolgt im Kapitel 9. „Die Geschichte des österreichischen Schisports“.

Allgemein hinkte Österreich bei der Etablierung des Sports Westeuropa hinterher. Norden (1998, S. 56) erklärt die Ausbreitung des Sports anhand des Diffusionsmodells. Von diesem Modell spricht man, wenn sich Kulturen, in diesem Fall das Kulturgut Sport, so über Ländergrenzen ausbreiten, dass, je geringer die geographische Distanz zum Ursprungsland ist, desto eher die Ausbreitung in dieses Land stattfindet. Die Entwicklung in jenem Land beginnt dann in der Metropole des Landes und breitet sich erst mit der Zeit in ländliche Gebiete aus. Bestätigt wird dieses Modell in Österreich insofern, da der Ausgangspunkt fast aller Vereinsgründungen in den diversen Sportarten in Wien war. Auch bei Sportarten wie dem Schisport, dessen Ursprung man eher alpinen Gebieten zuordnen würde, fanden die ersten Vereinsgründungen in unserer Bundeshauptstadt statt. (Norden, 1998, S. 70f.)

Dass die Entwicklung des Sports in Österreich recht langsam vonstatten ging, ist nicht ausschließlich dem Diffusionsprozess, demnach Österreich geographisch weiter entfernt von England liegt, als zum Beispiel Frankreich oder Deutschland, zu verdanken, sondern auch der später einsetzenden Industrialisierung in unserem Land. (Norden, 1998, S. 57) In der Zeit des „Vormärz“⁴ setzten sich Kaiser Franz I. und Kanzler Metternich das Ziel, die Industrialisierung mit all ihren zur Verfügung stehenden Mitteln aufzuhalten. Der Grund war, dass die Industrialisierung alte Traditionen vernichten würde, was es unbedingt zu verhindern galt (Koren, 1961). Dies führte in weiterer Folge auch dazu, dass das Aufkommen des Sports gegenüber dem Nachbarland Deutschland in etwa zehn Jahre länger dauerte. (Norden, 1998, S. 57)

Auch in Österreich war der Sport zunächst „vor allem ein Freizeitvergnügen der Oberschicht“ (Norden, 1998, S. 58), und wurde großteils durch Engländer, die in Österreich lebten eingeführt. Sportarten wie Reiten, Tennis, Golf, Cricket, Fußball, Leichtathletik, Boxen oder Hockey sind nur einige Beispiele, die von englischen Lehrern, Diplomaten und anderen nach Österreich gebracht wurden.

Mit dem Sport kamen selbstverständlich auch sukzessive die damit einhergehenden Organisationsformen, die eine gewisse Struktur in die sportlichen Aktivitäten brachten,

⁴ Epoche zwischen 1830 und 1848/49

nach Österreich. Neben Sportvereinen, die sich lediglich auf eine Sparte bezogen, (z.B.: Wiener Eislaufverein) kamen mit der Zeit auch Vereine auf, die mehrere Sportarten unter einem Dachverband anboten (z.B.: Wiener Athletic Club hatte mehrere Sportarten wie Hockey, Tennis, Fußball, Basketball etc. im Angebot). (Norden, 1998, S. 70f.)

3. Das Amateurwesen im Sport

Nachdem in den voran gegangenen Kapiteln erörtert wurde, wann und wo der moderne Sport etabliert wurde, erfolgt in diesem Kapitel eine Übersicht über die Geschichte des Amateurwesens.

3.1 Etymologie und Alltagssprache

Der Amateur im alltäglichen Sprachgebrauch kann zweierlei bedeuten. Zum einen kann es eine Person sein, die eine Tätigkeit aus Liebe zur Sache macht und demnach ohne Hintergedanken eines materiellen oder finanziellen Zugewinns und zum anderen kann der Begriff des Amateurs abwertend gemeint sein, zum Beispiel, wenn jemandem bescheinigt wird, unkonzentriert oder nachlässig vorzugehen. Die Überlegungen und Erläuterungen bezüglich eines Amateurs im Sport beziehen sich ausschließlich auf die zuerst genannte Definition.

Ursprünglich kommt der Begriff „Amateur“ aus dem französischen und leitet sich wiederum vom lateinischen „amator“, was so viel wie Liebhaber bedeutet, ab. (Allison, 2001, S. 19) Wie der Begriff des Amateurs in den Sport gelangt, wird sich im nun folgenden Kapitel zeigen.

Schließt man von der Amateurdefinition auf die Definition einer Amateursportlerin/eines Amateursportlers, so ist diese/r aktiv sportausübend aufgrund der Liebe zum Sport. Auch der Duden (Dudenredaktion, o.J.) sieht im Hauptwort, dem Amateurismus, „eine Bezeichnung für alle mit dem Amateursport zusammenhängenden Vorgänge und Bestrebungen“. Das Problem an der ersten Sichtweise ist ihre sehr vage Formulierung, denn jede Sportlerin/jeder Sportler kann von sich aus behaupten, dass die sportliche Tätigkeit aus reiner Liebe zu eben dieser vollzogen wird, ob das nun der Wahrheit entspricht oder nicht, ist für eine/n externe/n Beobachterin/Beobachter prinzipiell nicht, oder wenn, dann nur sehr schwer festzustellen. Das Problem der Definition des Dudens bezüglich des Amateurismus ist, dass der Begriff „Amateursport“ ebenfalls nach einer Definition verlangt.

3.2 Die Geschichte des Amateursports

In diesem Kapitel folgt eine historische Betrachtung des Amateursports. Wie dem Kapitel 2. „Entwicklung des modernen Sports“ zu entnehmen ist, entwickelte sich der Sport in England und ebenso stammt auch die Idee des Amateurwesens aus jenem Land.

Aufgrund der Industrialisierung und dem allmählich aufkommenden Sporttreiben der Arbeiterklasse⁵, kam es zu einer Durchmischung der sozialen Schichten bei der Sportausübung und bei diversen Sportveranstaltungen. Durch die Professionalisierung und der damit einhergehenden Kommerzialisierung, konnte sich jeder Teilnehmer⁶, ob arm oder reich, für bestimmte Bewerbe qualifizieren. Auch in sogenannten Gentlemen Sportarten wie Kricket teilten sich diese das Spielfeld. (Llewellyn & Gleaves, 2016, S. 13) Das Problem daran war, dass Gewinnen für die Ober- und Mittelschicht von zentraler Bedeutung war. Zum einen für deren Selbstvertrauen und zum anderen, um ihre Stellung in der Gesellschaft zu festigen, denn besser sein als die Arbeiterklasse sollte sich nicht nur im Beruf, sondern auch im Sport widerspiegeln. Objektiv betrachtet könnte man meinen, dass Verlieren zum Sport dazugehöre, jedoch kam es immer wieder vor, dass Klubs von vermeintlich höher gestellten Gesellschaftsschichten gegen jene der Arbeiterklasse heftige Niederlagen einstecken mussten. Dieser Umstand führte dazu, dass es aus Angst vor weiteren Blamagen nicht selten zu Vereinsauflösungen von Seiten der Ober- und Mittelschicht kam. (Llewellyn & Gleaves, 2016, S. 13) Auch der Umstand, dass es bei diversen Sportveranstaltungen oft Sachpreise oder Geld zu gewinnen gab, missfiel den vermögenden Gentlemen, denn diese hatten es nicht notwendig, für Preise bei Wettbewerben zu starten. (Mosebach, 2017, S. 150)

Die zusätzliche Freizeit der Arbeiterklasse, die der Industrialisierung zugrunde liegt, wurde selbstverständlich nicht ausschließlich zum Sporttreiben verwendet. Immer mehr Männer fanden sich auch als Zuseher auf Sportstätten, wie einem Fußballfeld wieder und nicht selten ging dies mit Alkoholexzessen und anderen Ausschreitungen am Spielfeldrand, wie das Attackieren des Schiedsrichters bei vermeintlich schlechter Leistung, einher. Auch das als verpönt geltende Wetten auf den Spielausgang entwickelte sich. Diese Ausbreitungen missfielen der englischen middle-class und es kam immer mehr der Wunsch auf, sich von der monetär orientierten und als korrupt geltenden Arbeiterklasse abzuheben. Das

⁵ Die Arbeiterklasse (working-class) war in der Hierarchie der Gesellschaft unter der Mittelschicht (middle-class) und der Oberschicht (Adel).

⁶ Da von den Autoren immer wieder von Arbeitern und Gentlemen gesprochen wird, wird in der historischen Perspektive auch nur die männliche Form verwendet.

Amateurwesen im Sport, als Gegenstück zum professionalisierten Sport, war geboren. (Llewellyn & Gleaves, 2016, S. 15)

Der Amateursport sollte eine moderate und exklusive Art des Wettbewerbs repräsentieren und somit eine alternative zu dem gewalttätigen und kommerziell orientierten Zuschauersport der industriellen Masse bieten. (Llewellyn & Gleaves, 2016, S. 15) Ein Amateursportler sollte einem Profi vor allem in ethischer und moralischer Hinsicht überlegen sein. So sollte er des Spieles wegen spielen und das Wetten genauso verwerfen, wie den Professionalismus. Weiters soll er demütig bei Siegen und anerkennend dem Gewinner bei Niederlagen sein. Außerdem sollen Eigenschaften wie ehrenwert und mutig auf ihn zutreffen und seine Handlungen sollen weder fanatisch, noch parteipolitisch sein. Aufwändige Trainings und Spezialisierungen auf eine bestimmte Sportart bzw. Disziplin sollen vermieden werden, denn ein wahrer Gentleman kann alles gut, aber nichts perfekt. In der Theorie galt der Musteramateur somit als Legitimation einer Ideologie eines elitären antikommerziellen Sportsystems. (Llewellyn & Gleaves, 2016, S. 12)

Jedoch waren diese Ideale nicht der Weisheit letzter Schluss. Problematisch an der Sache war, dass viele der eben genannten Attribute, genau wie die ersten Versuche in dieser Arbeit einen Amateur zu definieren, subjektiv auslegbar waren. Fakt ist, dass sich die oberen Gesellschaftsschichten von der Arbeiterklasse abgrenzen und bei der Ausübung sportlicher Tätigkeiten unter sich bleiben wollten, denn somit konnten sie unter anderem Niederlagen gegen Männer der Arbeiterklasse geschickt aus dem Weg gehen und Blamagen gegen eben diese vermeiden. Dies führte dazu, dass die unterschiedlichen Verbände und Organisationen im Laufe der Zeit begannen, Amateurdefinitionen einzuführen. Mit Hilfe dieser Definitionen sollte geklärt werden, wer als Amateur galt und wer nicht. Laut Mehl (1972, S. 1) definierte die Amateur Athletic Association (AAA) als erster den Amateurbegriff wie folgt:

„Amateur ist jeder Gentleman, der noch nie an einem öffentlichen und für alle Teilnehmer offenen Wettbewerb teilgenommen hat, der noch nie für Geld gestartet ist, der noch niemals mit einem Berufsathleten um einen Preis oder um Wettgelder gekämpft hat, der noch nie in seinem Leben den Beruf eines Lehrers oder Trainers im Sport ausgeübt hat, und

der schließlich weder Arbeiter noch Künstler und Journalist ist.“

(Scherer, 1967, p. 11-13, zit. n. Mehl, 1972, S. 1)

Wie man anhand dieser Definition erkennen kann, wurde nicht nur versucht, Sportler, die für Geld starteten, von solchen, die dies ohne Vergütung taten, zu trennen, sondern man wollte ebenfalls gewährleisten, dass die Männer der middle-class und des Adels unter sich bleiben konnten. Denn ganz abgesehen davon, ob jemand für seine sportliche Tätigkeit Geld oder andere Zuwendungen bekam oder nicht, fiel er alleine aufgrund der Tatsache, dass er Arbeiter war, durch die Amateurstatuten. Auch die Punkte, dass jemand noch nie an einem für alle Teilnehmer offenen Wettbewerb gestartet ist, dass jemand noch nie den Beruf eines Lehrers oder Trainers inne hatte oder, dass jemand Künstler oder Journalist ist, hat mit einer sportlichen Ausübung als Profi im kommerziellen Sinn eigentlich nichts zu tun. Aber mit dieser Definition stellten die Gentlemen sicher, dass sie Sieg und Niederlage untereinander ausmachten und dem Sport in ihrer Freizeit nachgehen konnten. (Hilpert, 2005, S. 5)

Nachdem die AAA als erster Sportverband eine Amateurdefinition aufstellte, begannen auch andere Verbände und Organisationen kurz darauf eigene Definitionen aufzusetzen, die für die jeweilige Sportart am besten geeignet schienen.

Der englische Amateur Ruderverband (ARA) wollte ebenso nicht nur eine Abgrenzung zum kommerziellen Sport, sondern auch zur Arbeiterklasse im Allgemeinen und so sahen sie im 19. Jahrhundert ebenfalls bereits jeden als Profisportler, der seine Hände zum Arbeiten benutzte (Müller, 1983, S. 28), aber auch jeden, der schon einmal Angestellter „in or about boats“ (Llewellyn & Gleaves, 2016, S. 15f.) war. Man unterschied beim Rudern prinzipiell zwischen Watermen und Amateuren. Unter Watermen waren Berufsruderer zu verstehen, deren Aufgabe es war, Ruderboote den ganzen Tag auf dem Wasser zu bewegen. Die Adeligen sahen dies als unfair an, da diese Personen durch ihre körperliche Arbeit einen bedeutenden Vorteil gegenüber ihnen hätten. (Reckendorf, 1991) Arbeitern unterstellte sowohl die ARA als auch die AAA aufgrund ihrer körperlichen Tätigkeit Vorteile gegenüber anderen Berufsgruppen, weswegen sie vom gemeinsamen Sporttreiben auszuschließen waren, weil sie keine Amateure wären.

Die Amateur Swimming Association (ASA) hingegen war gegen eine Spaltung der Gesellschaft und verbot lediglich Zahlungen, Preise oder jegliche sonstige finanzielle Anreize. Die Rugby Football Union (RFU) zog nach und setzte etwa zur selben Zeit wie

die ASA (1969) ähnliche Amateurstatuten auf. Weiters existierten auch Amateurbestimmungen im Boxen und Rasentennis. (Llewellyn & Gleaves, 2016, S. 16)

Es gab in Großbritannien aber auch Sportarten, in denen keine Amateurdefinitionen eingeführt wurden. Der Fußball zum Beispiel war den kommerziellen Kräften erlegen und führte 1885 den Profisport ein (Llewellyn & Gleaves, 2016, S. 16). So war zum Beispiel der englische Cup, der 1871 gegründet wurde, sowohl für Amateure als auch für Professionals offen. Beim Segelsport trat eine Unterscheidung zwischen Amateuren und Professionals erst im 20. Jahrhundert auf. Der Grund hierfür ist schnell gefunden: Segeln war aufgrund der finanziellen Hürde für die Arbeiterklasse nicht oder nur schwer zugänglich und somit Gentlemen vorbehalten. (Kumersberger, 1989, S. 28)

Wie anhand dieser Einführung bereits zu erkennen ist, gab es seit der Entstehung des Amateurwesens bei den Sportverbänden unterschiedliche Sichtweisen, wer bzw. welche Personengruppen nun als Amateure zu sehen waren und welche nicht. Während einige Verbände ausschließlich auf die finanziellen Aspekte des Sporttreibens eingingen, sahen andere bereits Vergehen der Amateurbestimmungen in der Berufswahl.

3.3 Etablierung des Amateurwesens in Europa

Das Amateurwesen breitete sich über britische Kolonien allmählich über den restlichen Erdball aus. Obwohl die Ausbreitung des Amateurgedankens nichts mit der Hegemonie des britischen Reiches zu tun hatte, hinterließ er bei allen Sportkulturen, mit denen er in Kontakt kam, Spuren. Llewellyn & Gleaves (2016, S. 19) begründen das insofern, da sich das Amateurregulativ an die Gegebenheiten anpasste und nicht mit der Intensität durchgesetzt werden musste, wie es im britischen Königreich der Fall war, denn dem Amateurwesen im Sport lag keine vollständig ausgearbeitete Ideologie zugrunde. Aufgrund der Breite des Begriffs kann er zum Beispiel zu sozialer Exklusivität (Mittel- und Oberschicht, die sich von der Arbeiterklasse abgrenzen will) genauso herangezogen werden, wie als Instrument zur moralischen Verbesserung der Gesellschaft (Tugenden der Gentlemen; Sporttreiben ohne finanziellen Hintergedanken bzw. nur des Sports wegen). (Llewellyn & Gleaves, 2016, S. 19) In einigen Gesellschaften war das Amateurwesen im Sport ein wichtiger Gedanke, während es in anderen Gegenden nicht mehr als ein „lip-service to the global norm of amateurism“ (Allison, 2001, S. 19) war und die Richtlinien nicht eingehalten wurden. Global betrachtet hätte das Amateurwesen nie so lange Bestand

gehabt, wenn es nicht von der Olympischen Bewegung getragen worden wäre. (Llewellyn & Gleaves, 2016, S. 23)

Demnach haben sich die Zulassungsbestimmungen hinsichtlich der Amateurregel sowohl von der Sportart, als auch von der Regionalität der jeweils ansässigen Vereine unterschieden, was natürlich mit sich brachte, dass es äußerst schwierig, wenn nicht unmöglich war, einen Amateur allgemein über bestimmte Sportarten hinweg, zu definieren. (Llewellyn & Gleaves, 2016, S. 16) Dieses Problem wird in dieser Arbeit immer wieder augenscheinlich und begleitet den ganzen Prozess der Erosion des Amateurwesens. Nicht umsonst kam es in weiterer Folge immer wieder zu Änderungen und Anpassungen hinsichtlich der diversen Amateurstatuten.

4. Die Olympischen Spiele der Neuzeit

Es folgt in diesem Kapitel eine Überleitung zu den Olympischen Spielen der Neuzeit, bei denen dem Amateurbegriff über Jahrzehnte hinweg ein hoher Stellenwert zukam.

4.1 Hintergründe der Wiedereinführung

Die Unterteilung der Sportler in Profis und Amateure war keine kurzzeitige Erscheinung, sondern ein zentraler Punkt bei sportlichen Wettkämpfen Ende des 19. und des 20. Jahrhunderts und somit auch bei der Wiedereinführung der Olympischen Spiele. Pierre de Coubertin, Initiator der Olympischen Spiele der Neuzeit, nahm sich ein Beispiel an den organisierten Wettkämpfen der English Public Schools und meinte, dass die antiken Spiele in einer neuen kräftigen Form wiederbelebt werden sollen (Allison, 2001, S. 5). Die English Public Schools⁷ waren zunächst nur exklusiv für Kinder von Aristokraten zugänglich, aber aufgrund der Industrialisierung nun auch für die Söhne neuer Industrieller und Kaufleute. Die Schulen waren dafür bekannt, aus ihren Schülern Gentlemen zu machen, wobei sich diese Bezeichnung im Laufe des 19. Jahrhunderts einem Wandel unterzog. Galten früher Personen die einen „müßiggängerischen Lebensstil“ (Eisenberg, 1999, S. 23) pflegten als Gentlemen, wurde der Begriff in dieser Zeit durch moralische Tugenden erweitert. Selbstdiszipliniertes, verantwortungsbewusstes Auftreten war genauso gefordert, wie Ordnungs- und Freiheitsliebe oder Respekt vor der öffentlichen Meinung und diese moralischen Eigenschaften sollten sich auch auf der Sportstätte wiederfinden. (Llewellyn & Gleaves, 2016, S. 17; Eisenberg, 1999, S. 23) Vor allem bei Teamsportarten

⁷ Die Bezeichnung Public, also öffentlich kommt daher, dass die Schule allen offen stand, die sich die hohen Gebühren leisten konnten.

forderten die Schulleiter von ihren Schülern neben Tapferkeit auch Ehrlichkeit und Gleichmut, ebenfalls Eigenschaften, die für den Inbegriff eines Gentlemans standen. (Llewellyn & Gleaves, 2016, S. 17)

Pierre de Coubertin war der Ansicht, dass das Fehlen der körperlichen Fitness der Soldaten im Krieg zwischen den Franzosen und den Deutschen 1870/1871, einer der Hauptgründe war, weswegen sein Heimatland Frankreich den Krieg verlor. Außerdem war er davon überzeugt, dass die Größe des britischen Königreichs unter anderem auf deren Sporttraditionen, vor allem in Bezug auf die Public Schools, zurückzuführen sei. (Llewellyn & Gleaves, 2016, S. 10) Coubertin vermutete, dass Frankreich seine Bevölkerung wiederbeleben könnte, wenn es die britische Sportkultur übernehmen würden. Außerdem wollte er nicht, dass sich die Jugendlichen in kriegerischen Auseinandersetzungen bekämpften, sondern sie sollten sich im sportlichen Wettkampf mit anderen Nationen messen. Ein probates Mittel um dieses Ziel zu erreichen war in seinen Augen die Wiederherstellung der Olympischen Spiele. (Young, 1996, S. 68)

Der erste Olympische Kongress 1894, der als Geburtsstunde der Olympischen Spiele der Neuzeit gilt, hatte eine Vorgeschichte, die hier nicht unerwähnt bleiben soll. Bereits 1892 bei einem Kongress der „Union des Sociétés Françaises de Sports Athlétiques“ (kurz: USFSA) rief Coubertin dazu auf, die Olympischen Spiele neu entstehen zu lassen. Um die anderen Kongressteilnehmer zu überzeugen, berief er sich auf den dadurch entstehenden Frieden zwischen den Völkern (Müller, 1981, S. 22). Jedoch wollte unter anderem John Astley Cooper ein Jahr zuvor die Pan-Britannic Olympic Games ins Leben rufen. (Müller, 1983) Coubertins Vorhaben wurde abgelehnt und fand keine Zustimmung. Da er aber weiterhin überzeugt von seiner Idee war, gab er nicht auf. Er sah das Problem der unterschiedlichen Sichtweisen eines Amateurs bei der USFSA als Chance für eine gemeinsame sportliche Bewegung im Rahmen der Olympischen Spiele. (Coubertin, 1974)

Coubertin wusste, dass niemand einer Aussendung folgen würde, bei der er wieder dazu aufrief, die Olympischen Spiele neu entstehen zu lassen, weswegen er eine Aussendung ausgab, bei der er zu einer Tagung nach Paris lud. Hier sollte die Amateurproblematik besprochen und eine gemeinsame Definition ausgearbeitet werden. Auch wenn von den 2000 geladenen Gästen nur 78 erschienen und davon 58 französischer Herkunft waren, schaffte er es, einen Kongress, der schlussendlich im Juni 1894 stattfand, abzuhalten, der gemeinsame und verbindliche Amateurregeln aufstellen sollte. (Müller, 1981, S. 25; Coubertin, 1974, S. 75)

Die Agenda des Kongresses wies zehn Punkte auf, wobei sich mehr Punkte auf die exakte Festlegung des Amateurbegriffs konzentrierten, als auf die Wiedereinführung der Olympischen Spiele. So war der erste Punkt die Festlegung eines Amateurbegriffs. Auch beim Dritten („Kann man in einem Sport Berufsspieler und in einem anderen Amateur sein?“ (Mehl, 1972, S. 1)), Vierten (Wert der Kunstgegenstände als Preise), Fünften (finanzielle Entschädigung der Mannschaften), Sechsten (Festlegung des Amateurbegriffs auf alle Sportarten) und Siebenten (Die Vereinbarkeit von Wetten und dem Amateurbegriff) ging es direkt oder indirekt um den Amateurbegriff und seine Bestimmungen. (Mehl, 1972, S. 1)

Zum Schluss des Kongresses sollte es um „die Möglichkeit der Wiederherstellung der Olympischen Spiele – Unter welchen Bedingungen können sie wieder eingeführt werden“ (Mehl, 1972, S. 2) – gehen. Coubertin ging gleich weiter und verankerte auch die Punkte neun („Bedingungen für die Wettbewerber. – Vertretene Sportarten. – Materielle, zeitliche Organisation usw.“ (Mehl, 1972, S. 2)) und zehn („Ernennung eines internationalen Komitees, das sich mit der Vorbereitung zur Wiedereinführung befassen sollte“ (Mehl, 1972, S. 2)) so, dass eine Ablehnung der Erneuerung aufgrund der geschickten Wortwahl gar nicht erst zur Debatte stand. Interessant ist, dass Coubertin später einmal zu Protokoll gab, das ihm am Amateurparagrafen nichts lag. Er sah in ihm nur einen geeigneten Anlass, viele andere Verbände ins Boot zu holen und die Olympischen Spiele wiederbeleben zu lassen. (Llewellyn & Gleaves, Jahr, S. 22)

Jedoch war nach Allison (2001, S. 5) die Festlegung der Amateurstatuten im Zuge der Wiedereinführung der Olympischen Spiele dringend notwendig, da sich die Spiele vom Gladiatorenentum der Römer abgrenzen und sich zum religiös, griechischen Athletentum hinbewegen wollten, was bedeutete, dass sich die Spiele vom geschmacklosen, kommerzialisierten Sport abheben mussten, den es vor allem in Form von Cricket, Pferderennen und Faustkämpfen schon gab. Diese Sportarten waren geprägt von Wetten, und Korruption und boten somit genügend Argumente, um bei den Verfechtern des Amateurwesens als unfairer Wettkampf zu gelten.

Ein weiterer Grund für die Amateurrichtlinien war, dass die Olympischen Spiele an die antiken Spiele in Griechenland anschließen sollten und da dort vermeintlich nur Amateure starten durften, sollte auch die Wiederbelebung der Spiele diese Tradition fortführen und Profisportlern kein Zugang zu den Spielen gewährt werden. Diesbezüglich handelte es sich aber um eine Fehlinterpretation, denn der Amateurismus im Sport findet seinen Ursprung

nicht im antiken Griechenland, wo es auch Geldgane gab und das Annehmen von Preisen für Siege alles andere als unüblich war, sondern in Großbritannien. (Llewellyn & Gleaves, 2016)

Die Zeitung des olympischen Komitees „Bulletin des Comité International des Jeux Olympiques“ (IOC, 1894) berichtete über die unterschiedlichen Auffassungen eines Amateursportlers der verschiedenen Sportverbände. Diese Unterschiede der „bedeutendsten nationalen und internationalen“ (Müller, 1983, S. 28) Verbände galt es zu einer gemeinsamen Amateurdefinition zu vereinheitlichen. Die erste Olympische Definition eines Amateurs lautete dann wie folgt:

„Amateursportler ist jeder der:

- nie an Wettkämpfen teilgenommen hat die allen offenstanden
- nie für Geld oder für einen Geldpreis, gleich welcher Herkunft, besonders wenn es sich um Eintrittsgelder handelte, an einem Wettkampf teilgenommen hat
- nie gegen Profisportler angetreten ist
- nie in seinem Leben Sportlehrer oder bezahlter Trainer war“

(Müller, 1983, S. 28)

Diese Definition setzte sich somit zum Beispiel gegen die Amateurdefinition der englischen Ruderer Gemeinschaft (Amateur-Rowing-Association) durch, die wie bereits erwähnt besagte, dass jeder Arbeiter nicht als Amateur zugelassen werden durfte. Somit gelang durch die erste Olympische Definition auch ein erster „Schritt zum Abbau des Klassenbewußtseins im Sport“. (Müller, 1983, S. 28f.)

Hier ein genauer, aber nicht wortwörtlicher Auszug aus den ersten Detailregelungen der Amateurdefinition. Müller (1983, S. 29) übersetzt aus dem französischen Original:

1. Sportverbände können in bestimmten Fällen Begegnungen zwischen Amateuren und Profisportlern erlauben, aber nur dann, wenn der zu gewinnende Preis keinen besonderen Wert hat.
2. Jeder Bruch der Amateurregel zieht unweigerlich die Disqualifikation des Sportlers nach sich.

3. Wenn ein Spieler einmal aufgrund der Amateurbestimmungen disqualifiziert wurde, kann er nicht mehr reamateurisiert werden, es sei denn, dass es sich bei der Disqualifikation um einen Irrtum handelte.
4. Derjenige der einen gewonnenen Preis in Geld umsetzt verliert seinen Amateurstatus, deswegen sollen die zu gewinnenden Preise nicht von zu hohem Wert sein.
5. Eintrittsgelder dürfen zwar an die beteiligten Verbände, niemals aber an die Sportler ausgezahlt werden.
6. Öffentliches Wetten ist mit dem Amateurstatus unvereinbar und deswegen sollen die Sportverbände dies mit allen Mitteln zu verhindern versuchen.
7. Alle Sportarten sollen sich zum Amateurismus bekennen und kein Motiv soll Preisgelder rechtfertigen dürfen. Ausgenommen davon sind zurzeit noch Pferderennen, Segeln und Schießen. Auf diese Sportarten soll die Amateurdefinition noch nicht angewendet werden.
8. Man kann nicht in einer Sportart Amateur und in einer anderen Sportart Profi sein.
(Müller, 1983, S. 29)

Auch in Punkt 2 der „Beschlüsse zur Wiedereinführung der Olympischen Spiele“, welcher besagt, dass „außer im Fechten [...] nur Amateure zugelassen“ (Müller, 1983, S. 27) werden, ging es um das Amateurwesen im Sport.

Die Teilnehmer des Kongresses versuchten mit der genauen Festlegung der Richtlinien bestmöglich diverse Umgehungen des Amateurregulativs zu vermeiden. Die Schwierigkeit, die Einhaltung der Regeln zu überprüfen, war jedoch vorprogrammiert und sollte teilweise auch Jahrzehnte später noch ungeklärt bleiben, wie im Laufe dieser Arbeit noch zu sehen sein wird.

4.2 Die ersten Olympischen Jahre und die Amateurstatuten

Die ersten Olympischen Spiele, die 1896 in Athen stattfanden, waren trotz anfänglicher Schwierigkeiten ein großer Erfolg. (Müller, 1981, S. 33) Bezüglich der Amateurregeln kam es jedoch bereits bei diesen Spielen zu Schwierigkeiten. Solche sollte es, in welcher Form auch immer, bis zur Abschaffung der Amateurregeln in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geben. Wer sich die Amateurregeln als einfach und klar definiert vorstellt, wird hier definitiv eines besseren belehrt. Dieser kurze und prägnante Einblick in die Anfangsjahre der Olympischen Spiele hinsichtlich des Amateurwesens, steht

stellvertretend für das Amateurwesen bei den Olympischen Spielen im Allgemeinen. Beinahe ein ganzes Jahrhundert war der Amateurstatus eine Grundbedingung für eine Teilnahme bei den Olympischen Spielen und obwohl er beinahe bei jeder Session bzw. bei jedem Kongress erneuert, respektive versucht wurde, die alte Definition zu verbessern, blieb der Amateurparagraph über all die Jahre ein äußerst kontrovers diskutierter Begriff. Bis zuletzt wurde es nicht zustande gebracht, eine Amateurdefinition zu formulieren, die alle Verbände und Länder zufriedenstellte.

Der Kongress 1894 setzte es sich zum Ziel, eine allgemeingültige Amateurdefinition aufstellen zu können. Aufgrund der verschiedenen Sichtweisen, was einen Amateur ausmacht, war dieses Vorhaben praktisch unmöglich. Wie bereits erwähnt, wollte zum Beispiel die britische Rudervereinigung, dass die Arbeiterklasse ausgeschlossen wird. Diverse Radfahrklubs verlangten, dass Amateure und Professionals unter bestimmten Bedingungen gegeneinander antreten dürfen. Französische Schützenvereine wiesen auf die Notwendigkeit von Preisen bei ihren Schützen hin. Ein Pariser Pferderennklub setzte sich wiederum dafür ein, dass die Reise- und Unterbringungskosten eines Athleten, vollständig von anderen bezahlt werden dürfen. (Llewellyn & Gleaves, 2016, S. 26f.) Es zeichnete sich bereits zu Beginn ab, dass es schwierig werden könnte, eine für alle Verbände zufriedenstellende Lösung zu finden.

Die erste Definition wurde jedoch trotzdem verabschiedet – diverse Zugeständnisse eingeschlossen. Sportarten wie „horse racing, shooting, and yachting were excluded because of their deep-rooted practices of awarding financial prizes“ (Llewellyn & Gleaves, 2016, S. 27) und wurden somit von der Einhaltung der Amateurrichtlinien befreit. Auch der Fecht sport erhielt ähnliche Zugeständnisse. Das Kredo, welches sich die Olympische Bewegung um Coubertin 1894 selbst setzte, erwies sich ob dieser Ausnahmen bereits als äußerst brüchig.

Die Folgen waren unter anderem, dass Teilnehmer der Schießwettbewerbe Sach- und Geldpreise erhielten (was aufgrund der Ausnahmestellung regelkonform war), wohingegen australische Ruderer bereits ihren Amateurstatus verloren hätten, wenn sie bei der Monate dauernden Seefahrt nach Griechenland (Athen 1896) vom Verband versorgt worden wären, denn dies hätte den allgemeinen Amateurregeln widersprochen. (Krüger, 2003)

Coubertin verglich den Amateurbegriff mit einem Wasserball, der einem „unter der Hand davongleitet, um einen vier Meter weiter wieder zu necken“ (Diem, 1971, S. 161; zit. n.

Kumersberger, 1989, S. 75). Gemeint ist, dass bei den Versuchen, die Amateurregeln neu bzw. aktueller zu definieren, rasch andere Problemfelder und Unklarheiten aufkamen, die es wiederum zu bewältigen galt. Auch Avery Brundage, langjähriger Präsident des IOC und Amateurverfechter, war der Meinung, dass das Amateurwesen im Herzen und nicht im Regelbuch existiere. Jahre später gab auch er zu Protokoll, dass es unmöglich sei, allgemeingültige Amateurregeln aufzustellen, die für alle Verbände und Nationen Gültigkeit hätten. (siehe Kapitel 7. Avery Brundage)

Hinzu kommt ein Ursprungsproblem der Olympischen Bewegung zu jener Zeit. Da diese noch in den Anfängen steckte, musste sie ums Überleben und die Etablierung kämpfen. Mehr oder weniger abhängig von den jeweiligen Sportverbänden, wollte sie diese mit eigens ausgelegten Amateurregeln nicht verärgern. Ohne der unterschiedlichen Sportverbände wäre der Olympischen Bewegung die Basis entzogen worden, denn im schlimmsten Fall hätte keiner mehr daran teilgenommen. (Kumersberger, 1994, S. 77) Das IOC blieb somit in der exakten Formulierung oft vorsichtig „um mit Verbandsregeln nicht in Konflikt zu kommen“ (Kumersberger, 1989, S. 76).

Unabhängig von den Zugeständnissen an bestimmte Sportarten, schreiben Llewellyn & Gleaves (2016, S. 27), dass es naiv wäre zu glauben, dass das Olympische Amateurwesen bei den Olympischen Spielen effektiv durchgesetzt wurde. Dem IOC fehlte ganz einfach das Knowhow, wie sie den Amateurstatus der Athleten überprüfen sollten. Es gab noch keine Nationalen Olympischen Komitees, die beauftragt wurden, die Amateureigenschaft der Athleten zu gewährleisten. Infolgedessen kam es, bezogen auf den Amateurstatus, mehr oder weniger zu beliebigen Missbräuchen.

Bei den Spielen in Paris, vier Jahre später, missglückte der Ablauf vollkommen und auch in Punkto Amateurregeln, kam es zu Schwierigkeiten bzw. wurden sie offensichtlich gar nicht eingehalten. So gab es bei einigen Events Preisgelder oder wertvolle Kunstobjekte für die SiegerInnen⁸. (Müller, 1981, S. 47) Die Spiele waren sogar so unorganisiert und chaotisch, dass einige TeilnehmerInnen erst im Nachhinein erfuhren, dass sie bei Olympischen Spielen teilgenommen hatten. (Llewellyn & Gleaves, 2016, S. 29)

Auch bei den Spielen 1904 in St. Louis waren eindeutige Vergehen gegen die Amateurstatuten regelrecht an der Tagesordnung und obwohl dem IOC durchaus bewusst war, dass ihre eigenen Amateurideale gebrochen wurden, blieben Sanktionen aus. Es

⁸ Ab den zweiten Olympischen Spielen der Neuzeit (1900 in Paris) waren auch Frauen als Teilnehmerinnen bei Olympischen Spielen dabei, weswegen an dieser Stelle wieder beide Geschlechter genannt werden

herrschte demnach Handlungsbedarf, weswegen beabsichtigt wurde, beim Kongress 1905 in Brüssel, eine Einigung über die weitere Vorgehensweise zu erzielen. Es wurde zwar viel darüber debattiert und diskutiert, beschlossen wurde jedoch nichts. Zu unterschiedlich waren die Sichtweisen. Coubertin zeigte sich frustriert, da die Amateurthematik ein einziges Durcheinander blieb. (Llewellyn & Gleaves, 2016, S. 32f.)

Zwei Jahre später, bei der IOC-Session in Den Haag 1907, wurde beschlossen, dass die Nationalen Olympischen Komitees, die der Reihe nach gegründet wurden, die alleinige Autorität hätten und für den Amateurstatus ihrer AthletInnen verantwortlich wären. Bei Missachtung sollten sie ihre AthletInnen disqualifizieren. Bei den Spielen 1908 in London empfahl die British Olympic Association (BOA), dass die britische Amateurdefinition für eine Teilnahme herangezogen werden sollte. Da aber selbst Länder, die das Amateurwesen hoch hielten, nicht an die harten Richtlinien der Briten herankamen, wäre es abermals naiv zu glauben, dass zwölf Jahre nach den ersten Olympischen Spielen der Neuzeit, ausschließlich Amateure teilgenommen hätten. (Llewellyn & Gleaves, 2016, S. 36)

1910 bei der Session in Luxemburg räumte auch der britische Vertreter Theodore Andrea Cook ein, dass es unmöglich sei, eine universelle, für alle Länder und Sportarten gültige Definition zu finden. (Llewellyn & Gleaves, 2016, S. 45) Nachdem Jim Thorpe, mehrfacher Goldmedaillengewinner, bei den Spielen 1912 in Stockholm völlig ungerechtfertigt disqualifiziert wurde, sprach Coubertin ein Machtwort. Er war der Meinung, dass von nun an jede/r die/der von ihren/seinen MitbürgerInnen als Amateur gesehen wurde, bei den Spielen starten sollte. Konkret wurde 1914 bei einer IOC-Session in Paris beschlossen, dass die Amateurregeln der internationalen Fachverbände – sollte es keine geben, dann die der nationalen Verbände – auch als Zulassungskriterium hinsichtlich des Amateurwesens bei den Olympischen Spielen zu gelten hätten. Llewellyn & Gleaves (2016, S. 51) sehen es aufgrund dieser Umstände als bestätigt an, dass das IOC unter Coubertins Führung definitiv keine Organisation war, die die strengen Vorschriften des britischen Amateurwesens hochgehalten hatte.

Auch in weiterer Folge kam es ständig zu neuen Regelauslegungen – immer mit dem Hintergedanken, eine gute Lösung für alle zu finden und dem Amateursport gerecht zu werden, was bedauerlicherweise nie gelang.

5. Die Olympischen Winterspiele

Beim Kongress in Lausanne Anfang Juni 1921 wurde beschlossen, dass Olympische Winterspiele vorerst nicht als eigenständige Veranstaltung eingeführt werden sollten, sondern, dass dem jeweiligen Ausrichterland der (Sommer-)Spiele gestattet wird, dass „Wintersportwettbewerbe unter der Schirmherrschaft des IOC“ (Müller, 1981, S. 89) durchgeführt werden könnten. Demnach konnte Frankreich, nachdem sie die Olympischen Spiele 1924 ausrichteten, eine Olympische Wintersportwoche durchführen.

In Chamonix wurden somit 1924 die ersten Olympischen Winterspiele ausgetragen. Jedoch wurde „jenes Fest auf Schnee und Eis“ (Kluge, 1999, S. 7) erst im Nachhinein zu eben solchen aufgewertet. Prinzipiell sollte Chamonix zunächst als „Schneevorspiel“ für die Sommerspiele in Paris dienen. Knapp ein Jahrhundert danach haben sich die Olympischen Winterspiele jedoch zu einem ansehnlichen Ereignis entwickelt. Bereits beim Olympischen Gründungskongress 1894 in Paris wurde unter Punkt 5 („Folgende Sportarten sollen nach Möglichkeit bei Olympischen Spielen durchgeführt werden“ (Kluge, 1999, S. 13)) neben zahlreichen Sportarten, die den Olympischen Spielen der Sommermonate zuzuordnen sind, auch Eislaufen bzw. Eiskunstlaufen angeführt. Von Winterspielen war ursprünglich das erste Mal 1908 in London die Rede, was die Bevölkerung damals und heute jedoch unter Winterspielen verstand, war grundlegend verschieden. (Kluge, 1999, S. 7) Sportarten wie Boxen, Fußball, Hockey Lacrosse etc. und eben der Eiskunstlauf wurden knapp drei Monate nach der Beendigung der Olympischen Spiele 1908 in London durchgeführt. Es reisten die besten LäuferInnen an, jedoch keine ÖsterreicherInnen. (Kluge, 1999, S. 14) Das schwedische NOK, verantwortlich für die Austragung der V. Olympiade 1912 in Stockholm, strich 1910 Disziplinen rund ums Eislaufen aus dem Programm und verwies auf die 1913 stattfindenden nordischen Spiele, wonach hier jede Art von Wintersport ausgetragen werden könnte. (Kluge, 1999, S. 14f.) 1916 sollten ursprünglich in Berlin Wintersportarten wie Schisport, Eisschnelllauf, Eiskunstlauf und Eishockey stattfinden. Dieses Programm wurde aber nicht abschließend beschlossen, weil zum einen der Kongress für 1915 in Salzburg aufgrund des ersten Weltkriegs abgesagt wurde (Kluge, 1999, S. 21) und zum anderen auch die OS in Berlin, „die niemals offiziell abgesagt wurden“ (Kluge, 1999, S. 15), nicht ausgetragen wurden. Beim schwierigen Wiederbeginn 1920 in Antwerpen waren sowohl Eiskunstlaufen, als auch Eishockey erstmals olympisch. Aufgrund des Problems, eine Eisfläche künstlich zu vereisen, fanden diese Konkurrenzen bereits knapp vier Monate vor dem eigentlichen Beginn statt (April 1920 statt August

1920) und bekamen nur wenig Beachtung geschenkt. Beim Eishockey starteten Schweden, Belgien, USA, Schweiz, Kanada, Tschechien und Frankreich. Erstaunlich waren die zustande gekommenen Ergebnisse. Hohe Siege waren keine Seltenheit. So endete das Spiel USA gegen die Schweiz 29:0. Auch das Finalspiel (Kanada gegen Schweden) endete mit 12:1 und die Vorentscheidung um das Spiel um Platz 2 (USA - Tschechien) endete mit 16:0 ebenfalls sehr hoch. (Kluge, 1999, S. 15)

1921 fand dann in Lausanne der erste Olympische Kongress nach dem 1. Weltkrieg statt. Am 5. Juni 1921 gestattete das IOC den Ausrichtern kommender Olympischer Spiele eine Wintersportwoche unter dem Patronat des IOC auszurichten. (Kluge, 1999, S.32) Nach dem Erfolg 1924 wurde vom IOC 1925 in Paris beschlossen, dass es von nun an eigene Olympische Winterspiele mit einem eigenen Vierjahreszyklus geben sollte. Rückwirkend wurden außerdem die Wettbewerbe in Chamonix als 1. Olympische Winterspiele anerkannt. (Kluge, 1999, S. 33) Von den 258 TeilnehmerInnen waren vier davon österreichischer Herkunft. Dass bei der Eröffnung lediglich 287 ZuschauerInnen anwesend waren, zeigt das damals geringe Interesse der Öffentlichkeit. Trotz seiner niedrigen TeilnehmerInnenzahl belegte Österreich mit zwei Gold- und einer Silbermedaille den 3. Rang in der Medaillenwertung – alle im Eiskunstlauf und da eine Goldmedaille im Paarlauf eingefahren wurde, konnten sogar alle TeilnehmerInnen mit Medaillen die Heimreise antreten. (Kluge, 1999, S. 42) Bei den Olympischen Winterspielen 1928 in St. Moritz konnte Österreich bereits ein Aufgebot von 39 Personen entsenden und immerhin drei Silber- und eine Goldmedaille gewinnen. (Kluge, 1999, S. 60, S.70) Nach dem Börsencrash 1929 und der damit einhergehenden Weltwirtschaftskrise und „Massenarbeitslosigkeit und -verelendung“ (Kluge, 1999, S. 83) waren die Auswirkungen vor allem in Österreich und Deutschland sehr verhängnisvoll, weil die gute wirtschaftliche Lage auf ausländische Kredite beruhte und diese Mittel angesichts des Geldmangels nun abgezogen wurden. Die Weltwirtschaftskrise und die damit verbundenen finanziellen Engpässe machten auch vor den Olympischen Winterspielen nicht halt. 1932 nahmen von den 65 eingeladenen Ländern nur 17 teil. Von den 252 TeilnehmerInnen waren lediglich sieben aus Österreich (Kluge, 1999, S. 90) und konnten je eine Gold- und eine Silbermedaille einstreichen.

Am 6. Mai 1929 wurde das Olympic Winter Games Committee (OWG) gegründet. Die Aktivitäten des Committees wurde vom Board of Directors überwacht, dem unter anderem der langjährige IOC-Präsident (1952-1972) Avery Brundage beiwohnte, der seit 1928

Präsident des amerikanischen Olympischen Komitees und der Amateur Athletic Union war.

6. Die Entwicklung der Olympischen Winterspiele von 1948 bis 1980

Im folgenden Kapitel folgt ein kurzer Überblick über erwähnenswerte Ereignisse und Neuerungen der Winterspiele im Untersuchungszeitraum von 1948 bis 1980. Die Erosion des Amateurwesens im Alpinen Schisport geht unter anderem einher mit der Kommerzialisierung des Schisports. Diese hat viele Aspekte, einer davon ist die finanzielle Entwicklung der Olympischen Spiele. Deswegen werden im folgenden Kapitel auch die Entwicklung des Verkaufs der TV-Rechte und die Kostenentwicklung der Olympischen Spiele betrachtet.

Gleich zu Beginn kristallisiert sich heraus, dass bei diesem Punkt Probleme aufkeimen. Schröter (1984; zit. n. Bammer, 2003, S. 34) schreibt, dass die Kostendarstellung der Olympischen Spiele vonseiten des jeweiligen Organisationskomitees teilweise nicht stimmte, da die tatsächlichen Kosten von offizieller Seite oft verschwiegen wurden. Die Gründe hierfür können vielfältig sein. Beispielsweise um die eigene Bevölkerung nicht zu verärgern, denn ein Großteil des Budgets stammte immerhin vom Steuerzahler/von der Steuerzahlerin.

Eine weitere Erschwernis war, dass Kluge (1999) bei der Aufstellung der Kosten immer die jeweilige Landeswährung angab. Dies führte dazu, dass man die Kosten schwer miteinander vergleichen bzw. in Bezug zueinander setzen konnte. Um dem entgegenzuwirken, wurde mittels der Homepage „<https://de.coinmill.com/>“ (Ostermiller, 2003-2020), ein Währungsumrechner im Internet herangezogen, der die jeweilige Währung in österreichische Schilling umrechnete, sodass man sich die genannten Summen besser vorstellen konnte. Aber auch das ist nicht der Weisheit letzter Schluss, denn der Wechselkurs, der sich über die Jahre und je nach Stärke der Währung änderte, ist auf der Homepage nicht veränderbar und vom letzten bekannten Stand (Jänner 2002). Demnach sind die folgenden Umrechnungen in österreichische Schilling mehr als Richtwert zu betrachten.

6.1 St. Moritz 1948

Zum ersten Mal in der Geschichte der Olympischen Spiele fanden Sommer- und Winterspiele nicht im selben Land statt. Neben den Winterspielen in St. Moritz, richtete London die Sommerspiele im Jahr 1948 aus. Diese Vorgehensweise ist auch heute noch aktuell.

Nachdem 1936 bei den Olympischen Spielen in Garmisch-Partenkirchen allen SchilehrerInnen der Amateurstatus entzogen wurde (denn niemand ist Amateur der „teaches, trains or coaches in any Sport for money“ (Guttmann, 1984, S. 126)), kam es zu Streitigkeiten zwischen dem IOC und der FIS. 1938 erklärte die FIS, dass (Schi-)TrainerInnen und (Schi-)LehrerInnen ihren Amateurstatus nicht verlieren würden. Diese Erklärung wurde vom IOC selbstverständlich nicht einfach hingenommen, sondern stark kritisiert. Brundage meinte dazu, dass eine Teilnahme dieser zu einem weltweiten Skandal führen würde. Die FIS schlug vor, jene, die nicht in Vollbeschäftigung, sondern nur Teilzeit und ausschließlich AnfängerInnen unterrichteten, als Amateur, und alle anderen als bezahlte Profis zu sehen. Brundage akzeptierte den Kompromiss, der außerdem beinhaltete, dass selbst die akzeptierte Gruppe von SchilehrerInnen im Zeitraum von 90 Tagen vor den Spielen nicht unterrichten durfte. (Guttmann, 1984, S. 126) Nicht nur die Streitigkeiten wurden beigelegt, sondern auch zwei neue Disziplinen im Alpinen Bereich ausgeschrieben. Neben der Kombination, die aus Slalom und Abfahrt bestand, wurden der Slalom und die Abfahrt erstmals auch als eigenständige Disziplinen geführt. (Kluge, 1999, S. 168)

Dass mit St. Moritz ein Schweizer Ort für die ersten Olympischen Winterspiele nach dem zweiten Weltkrieg ausgewählt wurde, war kein Zufall, denn aufgrund der Neutralität, die die Schweiz während des Krieges innehatte, wollte man politische Spannungen hinsichtlich des Austragungslandes vermeiden. Weiters trug St. Moritz bereits die Winterspiele 1928 aus, was bedeutete, dass die Anlagen nicht komplett neu errichtet, sondern lediglich erneuert werden mussten. Dieser Punkt war aufgrund der allgemeinen schlechten Wirtschaftslage wesentlich, wirkte er sich doch äußerst kostensparend aus. (Kluge, 1999) Mit einem Gesamtetat von etwas über einer Mio. Schweizer Franken (12,5 Mio. öS), einer Gesamtzuschauerzahl von unter 60.000 und einer TeilnehmerInnenzahl von nicht einmal 700 Personen können diese Spiele ohne Zweifel als „kleine Spiele“ betrachtet werden. (Kluge, 1999)

6.2 Oslo 1952

Neben dem Slalom, der Abfahrt und der Alpinen Kombination, wurde bei den Spielen 1952 auch der Riesenslalom ins Programm der Olympischen Winterspiele aufgenommen. Hingegen wurden die Militärpatrouillenläufe, eine Art Vorläufer des Biathlons, aus dem Olympischen Programm gestrichen. (Kluge, 1999)

Die Olympischen Spiele waren zu jener Zeit noch nicht vergleichbar mit heutigen Spielen. Um eine Vorstellung von den amateurhaften Zuständen 1952 zu erhalten, hilft eine Anekdote vom Schifabrikanten Franz Kneissl. Dem österreichischen Viererbob fiel ein Fahrer aus und so kam der Mannschaftsführer der österreichischen Bobfahrer Dr. Loserth auf Kneissl zu und bat ihn, einzuspringen. Obwohl Kneissl wenig Ahnung vom Bobsport hatte, und den Olympischen Winterspielen wegen seiner Schistars, die er ausrüstete beiwohnte, konnte Dr. Loserth ihn überreden, teilzunehmen („wir kriegen nie mehr einen Zuschuss vom ÖOC wenn wir hier [...] nicht teilnehmen“ (Kneissl, 1986, S. 33f.)). Aufgrund seines opulenten Gewichts von einhundert Kilogramm musste er nichts anderes machen, als einfach im Bob sitzen. Anschieben und Lenken übernahmen seine Kollegen. Schlussendlich reichte es immerhin für Platz Sechs. Ein Vorfall der heute undenkbar wäre.

Im Vergleich zu St. Moritz hatten die Winterspiele im Norden Europas bereits mehr als 500.000 ZuseherInnen, was mit sich brachte, dass viel mehr Geld durch den Verkauf von Eintrittskarten lukriert werden konnte. Von den Gesamteinnahmen, die 4,182 Mio. norwegischen Kronen (5,7 Mio. öS) betrugen, beliefen sich alleine auf den Ticketverkauf 3,61 Mio. Kronen (fünf Mio. öS). Die Gesamtausgaben waren mit 2,688 Mio. Kronen (3,6 Mio. öS) somit deutlich unter den Einnahmen. (Kluge, 1999, S. 208) Dieser Umrechnung zufolge waren diese Spiele sogar noch günstiger als jene 1948 in St. Moritz.

6.3 Cortina d'Ampezzo 1956

Eine wesentliche Neuerung der Spiele 1956 war die erstmalige Ausstrahlung im Fernsehen. Nachdem der italienische Sender RAI 1954 ins Leben gerufen wurde, erklärte er sich bereit, die Spiele zu übertragen. Der IOC-Präsident Avery Brundage war jedoch gegen diese Entwicklung. Seiner Meinung nach war eine TV-Übertragung nicht notwendig, denn die Spiele hätten es in den letzten 60 Jahren ohne Fernsehen ausgehalten und würden dies auch die nächsten 60 Jahre tun. (Eggers, 2007, S. 40) Es kam allerdings ganz anders. RAI erhielt die Übertragungsrechte nicht nur kostenlos, sondern bekam vom italienischen Organisationskomitee obendrein auch noch zehn Mio. italienische Lire

(70.000 öS) zur Verfügung gestellt, um entsprechende Installationen durchführen zu können, sodass eine Übertragung gewährleistet werden konnte.

Ebenfalls neu war, dass heimische Konzerne bei den Spielen als Sponsoren auftraten. Der italienische Autohersteller Fiat stellte zwölf Autos zur Verfügung. Auch Alfa Romeo und eine Schreibmaschinenfirma beteiligten sich mit diversen Gütern an den Spielen. (Kluge, 1999, S. 236f.)

Die Ausgaben/Einnahmenrechnung hielt sich ungefähr die Waage und lag bei etwas mehr als 3 Mrd. italienischer Lire (21,3 Mio. öS). Diesbezüglich ist aber anzumerken, dass viel benutztes Material, welches teils hohe Kosten verursachte, bei den Sommerspielen 1960 in Rom wiederverwendet wurde. Auch diversen Sport- und Winterbetrieben in der Umgebung wurde einiges zur Verfügung gestellt. (Kluge, 1999, S. 242) Vor allem in Anbetracht der nächsten Olympischen Spiele ist dieser Umstand nicht unwichtig.

6.4 Squaw Valley 1960

Das Novum von den Spielen 1960 in Squaw Valley war, dass jener Ort gewissermaßen erst aus dem Erdboden gestampft werden musste, wohingegen die bisherigen Orte bereits mehr oder weniger bekannte Wintersportdestinationen waren. Erstmals in der Geschichte wurden nicht die Einrichtungen eines Ortes an Olympia angepasst, sondern ein Ort extra für die Olympischen Spiele erbaut. (Jeschko, 1960, S. 27)

Nachdem Squaw Valley erst 1949 vom Piloten Alec Cushing „entdeckt“ wurde, gelang es ihm 1954, erste Schibewerbe in diesem Gebiet zu veranstalten. Ein Jahr darauf erhielt Squaw Valley den Zuschlag für die Olympischen Winterspiele 1960. Auf die Frage, wo der Ort genau liege, konnte er nur mit „It is a valley“ antworten, da die geographische Lage noch nicht ausreichend erkundet war. (Kluge, 1999, S. 273)

Infolgedessen, dass der Ort, der mitten in der Sierra Nevada liegt und „kein Zentrum, keine Kirche, keine Post, um die sich die Häuser scharen“ (Jeschko, 1960, S. 27) vorweisen konnte, kam es zu vergleichsweise extrem hohen Kosten, da vieles erst gebaut werden musste.

Auch der erstmalige Verkauf von Fernsehrechten war etwas Neues. Nachdem 1958 in der Regel 49 beschlossen wurde, dass die TV-Rechte vom Organisationskomitee verkauft und die Einnahmen daraus verteilt werden sollten, war auch ein wichtiger Schritt in Richtung Kommerzialisierung der Olympischen Spiele gesetzt worden. (Bammer, 2003, S. 33) Der

Sender Columbia Broadcasting System (CBS) zahlte für die Exklusivrechte in den USA 50.000 US-Dollar (600.000 öS) an das Organisationskomitee. (Kluge, 1999, S. 276)

Aber selbst die Einnahmen aus TV-Rechten schützten die Veranstalter zunächst nicht vor einem großen Minusgeschäft. Einnahmen von zwei Mio. US-Dollar (24,6 Mio. öS) standen Ausgaben von 20 Mio. US-Dollar (246 Mio. öS) gegenüber, wobei eine essentielle Straßenverbreiterung, die angeblich 58 Mio. US-Dollar (715 Mio. öS.) kostete, noch nicht einberechnet wurde. (Kluge, 1999, S. 282)

Neben dem Verkauf der Fernsehrechte kam bei den Spielen in Squaw Valley auch die erste elektronische Datenverarbeitung auf. Das US-amerikanische IT-Unternehmen IBM machte es möglich, dass Ergebnisse, die mittels komplizierter Berechnungsmethoden früher etliche Stunden brauchten, nun mit Hilfe von Computern in wenigen Sekunden erledigt waren. Dafür verlegten sie 300.000 Meter Kabel und installierten zwei Computer. (Kluge, 1999, S. 276) Verwendung fanden diese Berechnungsmethoden zunächst beim Eiskunstlauf.

Sowohl der Verkauf der TV-Rechte, als auch die Berechnung sämtlicher Ergebnisse mit Computern, wurden in weiterer Folge wesentliche Bestandteile der Olympischen Sommer- und Winterspiele.



Abb. 1: Im Vordergrund ist die Bergiselschanze zu sehen (Rottensteiner, 1964, S. 29)

6.5 Innsbruck 1964

In Innsbruck gab es diesbezüglich bereits Fortschritte zu vermelden. Das elektronische Rechenzentrum des IBM nahm nun auch die Zeitmessung bei den Alpinen Wettbewerben in die Hand, was dazu führte, dass nicht wie bisher auf Zehntel-, sondern auf Hundertstelsekunden genau gemessen wurde und somit genauere Ergebnisse garantiert werden konnten. (Kluge, 1999)

Die ersten Olympischen Winterspiele in Österreich standen zunächst aber unter keinem guten Stern. Nachdem sich Innsbruck bei der 55. IOC Session 1959 in München gegen andere Mitbewerber wie Calgary und

Lahti durchsetzen konnte, meinte es der Wettergott eingangs nicht gut mit Innsbruck und den weiteren Austragungsorten. Aufgrund des sehr warmen Wetters mussten Anfang Februar tausende Kubikmeter Schnee und Eisblöcke vom österreichischen Bundesheer auf Rennstrecken und Bobbahnen transportiert werden, um einen reibungslosen Ablauf der Spiele garantieren zu können. (Rottensteiner, 1964, S. 24) In Abbildung 1 sieht man, wie der schneearme Winter den Olympischen Spielen zusetzte. Ohne die Arbeit des Bundesheeres hätten viele Bewerbe nicht stattfinden können

Auch eine Änderung der Amateurstatus der FIS, die am XXIII. Kongress in Madrid 1961 beschlossen wurde, trat erstmals in Kraft: WettkämpferInnen mussten unbedingt einen zivilen Beruf vorweisen können, um als Amateure zu gelten und den Spielen beiwohnen zu können. (Kluge, 1999, S. 349; FIS, 2019) Aus österreichischer Sicht sind keine Ausschlüsse oder sonstige Geschehnisse diesbezüglich bekannt.

6.6 Grenoble 1968

Ein neuer TeilnehmerInnenrekord zeigt, dass die Entwicklung und Popularität der Olympischen Winterspiele unaufhaltsam nach oben ging. Mehr als 1100 AthletInnen aus 37 verschiedenen Nationen nahmen an den Spielen in Frankreich teil. (Kluge, 1999, S. 372)

Nachdem den ZuseherInnen 1956 die erste Fernsehübertragung geboten werden konnte, folgte in Grenoble die erste Übertragung des Fernsehbildes in Farbe. Die Preise für die Exklusivrechte gingen genauso nach oben wie die Kosten der Spiele. Der Sender ABC zahlte zwei Mio. US-Dollar (24,6 Mio. öS) für amerikanische Exklusivrechte. Das Gesamtvolumen der Rechte (weltweit) belief sich auf 2,4 Mio. US-Dollar (30 Mio. öS), woran man schnell erkennen kann, dass der amerikanische Markt auch gleichzeitig der zahlungskräftigste war. Schätzungen zufolge lag die Zahl der FernsehzuseherInnen über die ganzen Spiele hinweg bei einer halben Milliarde Personen. Diese konnten von den 150 übertragenen Stunden immerhin 90 in Farbe genießen. (Kluge, 1999, S. 369)

Über die genauen Kosten der Spiele herrscht Uneinigkeit. Während der IOC-Präsident Avery Brundage meinte, dass die Winterspiele 1968 240 Mio. US-Dollar (3 Mrd. öS) kosteten (Bammer, 2003, S. 74), war die Summe Kluge (1999) zufolge deutlich geringer.

Ebenfalls neu neben der Farbfernsehübertragung war die erstmalige Durchführung von Doping- und Geschlechterkontrollen. Bei so einer wurde entdeckt, dass die österreichische

Schirennläuferin Erika Schinegger genetisch gesehen männlich ist. Daraufhin entschied sie sich zu einer Operation und nahm den Vornamen Erik an. (Kluge, 1999, S. 370)

6.7 Sapporo 1972

Die ersten Olympischen Winterspiele, die nicht in Amerika oder Europa stattfanden, sind ÖsterreicherInnen vor allem aufgrund des Falls Schranz in Erinnerung. Der „Fall Karl Schranz“ wird unter dem Kapitel mit demselben Namen genauer beschrieben.

Erwartungsgemäß kam es infolge der Spiele erneut zu einem neuen Rekord bezüglich der Einnahmen aus dem Verkauf der TV-Rechte. Dieses Mal konnte sich der Sender NBC mit der Zahlung von sechs Mio. US-Dollar (74 Mio. öS) durchsetzen und sich die exklusiven Rechte für den amerikanischen Markt sichern. Abgesehen vom amerikanischen Markt konnten die Einnahmen der TV-Gelder von 400.000,- US-Dollar (fünf Mio. öS) 1968 auf ca. 2,5 Mio. US-Dollar (30,8 Mio. öS) 1972 vervielfacht werden. (Kluge, 1999, S. 418)

Die Einnahmen und Ausgaben, wobei Investitionen, die über 200 Mrd. Yen (22,5 Mrd. öS) ausmachten, nicht mit einberechnet wurden, beliefen sich auf knapp über zehn Mrd. Yen (1,1 Mrd. öS). Der Ticketverkauf, der in den 1950er Jahren noch einen Großteil der Einnahmen ausmachte (siehe Kapitel 6.2 „Oslo 1952“), belief sich mittlerweile lediglich auf etwa 7% der Einnahmen. (Kluge, 1999, S. 423)

Nicht unerwähnt soll die Tatsache bleiben, dass das Österreichische Alpine Schi-Team erstmals in der Geschichte der Olympischen Winterspiele (abgesehen von der Nicht-Teilnahme bei den Spielen 1936 in Garmisch-Partenkirchen) keine Goldmedaille einfahren konnte. (Maegerlein, 1972)

6.8 Innsbruck 1976

Die Spiele hätten ursprünglich in den USA in Denver stattfinden sollen, aber aufgrund der vielen baulichen Errichtungen, die alle von der öffentlichen Hand hätten bezahlt werden sollen, kam es von Seiten der Bevölkerung bereits 1971 zu Protesten. Nachdem bei einem Referendum 57% gegen die Ausrichtung der Olympischen Spiele waren, wurde der Auftrag, die Spiele auszutragen, 1972 wieder ans IOC zurückgegeben und Innsbruck bekam den Zuschlag zur Durchführung. (Podgorski, 1976)

Als Kosten für die Winterspiele wurden lediglich 500 Mio. öS veranschlagt, da die Spiele erst 1964 in Innsbruck stattfanden und nur verhältnismäßig kleinere bauliche Änderungen vorgenommen werden mussten. (Kluge, 1999, S. 465) Nicht förderlich für die Spiele war

die Ölkrise 1973, die mit einer wirtschaftlichen Rezession der Industrieländer, unter anderem Österreich, einherging und die Zinslast der privaten Haushalte alleine im Jahr 1973 von 98 Mio. öS auf 209 Mio. öS verdoppelte. (Kluge, 1999, S. 465) Mit diesem Hintergrund rief man in Innsbruck „Die einfachen Spiele“ aus, aus denen nach Podgorski (1976, S. 22) aber nichts wurde. Die Einnahmen aus den TV-Rechten konnten entgegen der wirtschaftlichen Tendenz wieder stark erhöht werden und betrugen knapp zwölf Mio. US-Dollar (150 Mio. öS). Die bezifferten Ausgaben von 500 Mio. öS wurden „nur“ um etwa 20% überschritten und betrugen ca. 600. Mio. öS, wohingegen die direkten Einnahmen mit 274 Mio. öS nicht einmal die Hälfte der Ausgaben decken konnten. (Kluge, 1999, S. 471)

Nach der Schmach von Sapporo war das Österreichische Schi-Team bei den Heimspielen auf Wiedergutmachung aus, was mit der Goldmedaille von Franz Klammer in der Abfahrt zumindest teilweise gelang.

6.9 Lake Placid 1980

Auch bei den letzten Spielen des Untersuchungszeitraums wurden die Einnahmen aus den TV-Rechten deutlich nach oben geschraubt. Der Sender ABC ließ sich die Exklusivrechte für die USA 15,5 Mio. US-Dollar (191 Mio öS) kosten, wobei die Gesamteinnahmen aus TV-Geldern knapp 21 Mio. US-Dollar (260 Mio. öS) betrugen. (Kluge, 1999, S. 519) Die Gesamtausgaben ohne Investitionen lagen nach Kluge bei 170 Mio. US-Dollar (zwei Mrd. öS) und somit deutlich über dem österreichischen Budget von Innsbruck 1976 (Kluge, 1999, S. 521). Die Arbeiter-Zeitung (Scheuch, 1980, S. 9) ging noch weiter und berichtete von einer wahren Kostenexplosion. Konkret wird eine Summe von 600 Mio. US-Dollar (7,4 Mrd. öS) genannt. Auch die TeilnehmerInnenzahl wird von der Arbeiter-Zeitung mit 1800 viel höher angegeben, als von Kluge (1999, S. 530), der von etwas mehr als 1000 TeilnehmerInnen berichtete.

6.10 Conclusio der Entwicklung

Beim Schisport wurden bereits im ersten Jahrzehnt (1948 in St. Moritz und 1952 in Oslo) weitere Disziplinen eingeführt, die für mehr Spannung sorgen sollten. Die wohl wichtigste Komponente für die Kommerzialisierung des Sports war das Aufkommen des Fernsehens. Auch Frenzen (1988, S. 122 zit. n. Bammer, 2003, S. 34) schrieb im Zuge des Aufkommens des Verkaufs der Fernsehrechte von einem „Problem, das bald als Gigantismus der Spiele bezeichnet wurde“.

Wie anhand der verschiedenen Kapitel dargestellt wurde, ist zu sehen, dass die Einnahmen aus dem Verkauf der TV-Rechte ständig gesteigert werden konnten. Daraus lässt sich schließen, dass die unterschiedlichen TV-Stationen durch die Ausstrahlung der Spiele mehr ZuseherInnen und in weiterer Folge mehr Geld lukrieren wollten und vermutlich auch konnten.

Auch bei den Ausgaben für die Spiele kann man von einem deutlichen Wachstum sprechen, obwohl dieses nicht linear verlief. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Bei einem Vergleich der Spiele von 1972, 1976 und 1980 weisen die Spiele in Innsbruck 1976 einen Einbruch bei den Ausgaben auf. Mit dem Hintergrund der Ölkrise und dass erst 12 Jahre zuvor Winterspiele ebendort stattfanden und keine Unsummen investiert werden mussten, ist dieser Umstand schnell erklärt.

Am Ende bleibt, dass sich die Spiele von 1948 bis 1980 finanziell immens entwickelten und immer wieder in neue Dimensionen vorstießen, sowohl bezogen auf die TV-Gelder, als auch auf die Kosten. Ein Grund hierfür ist mit Sicherheit die generelle wirtschaftliche Entwicklung zu jener Zeit, auf die im Kapitel 8. „Wirtschaftsentwicklung“ näher eingegangen wird.

7. Avery Brundage

Avery Brundage war von 1952 bis 1972 der fünfte Präsident des IOC. Sporthistorisch Interessierten ist er vor allem wegen seiner Rolle als Verfechter des Amateurwesens im Sport und seiner Haltung bei den Olympischen Sommerspielen 1972 in München⁹ bekannt.

In diesem Kapitel wird nach einer biographischen Darstellung seiner Person auf seine Rolle als Amateurverfechter im weiteren und im engeren Sinn, bezogen auf den Schisport, eingegangen.

7.1 Biographie und Werdegang

Avery Brundage wurde am 28. September 1887 in Detroit (USA) geboren. Seine Eltern waren eines der ansehnlichsten Paare in Detroit. Trotzdem zerbrach die Ehe. Deswegen wuchs er bei seinen Großeltern und Onkeln auf. (Brundage, 1972, S. 27f.) In seiner Jugend widmete er sich leidenschaftlich der Leichtathletik. Als 18-Jähriger (1905) war er die „Entdeckung des Jahres“ (Brundage, 1972, S. 29) und im selben Jahr inskribierte er an der

⁹ Aufgrund einer Geiselnahme wurden Stimmen laut die Spiele abubrechen, was Brundage mit den berühmten Worten „The Games must go on“ verweigerte.

University of Illinois. In seinem Abschlussjahr war er wesentlich für den Sieg seiner Universität beim Leichtathletikwettbewerb in der Western Conference verantwortlich. (Guttman, 1984, S. 7)

1912 in Stockholm nahm er das einzige Mal bei Olympischen Spielen teil. Beim Fünfkampf belegte er Rang Sechs und beim Diskuswurf Rang 22. Beim Zehnkampf beendete er nicht alle Disziplinen, weswegen er nicht ins Endklassement kam. (Guttman, 1984, S. 10f.)

Nachdem er nach seiner Rückkehr aus Stockholm in einer Baufirma tätig war und unter seiner Führung millionenschwere Immobilienprojekte gebaut wurden, machte er sich 1915 selbstständig. Seine Firma war eines jener Bauunternehmen, die die neue Chicagoer Skyline schafften. Seinen geschäftlichen Erfolg, davon war er fest überzeugt, hatte er auch den olympischen Prinzipien (Fairplay und Toleranz) zu verdanken und machte ihn in den nächsten Jahren zum Multimillionär. (Brundage, 1972, S. 31f.)

Seine aktive Sportkarriere setzte er bis 1934 fort und gleichzeitig übernahm er den Posten als Sportfunktionär. Hier waren sich Fachleute einig: sie hätten nie jemanden gesehen, der so einen nachhaltigen Einfluss auf den Amateursport in den USA ausübte, wie er. (Brundage, 1972, S. 38) Nach diversen Stationen als Sportfunktionär – unter anderem bei der Central Amateur Association (CAA) und als Präsident bei der Amateur Athletic Union (AAU) – wurde er 1936 ins Internationale Olympische Komitee gewählt. (Brundage, 1972, S. 38) Im Jahr nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Brundage zum Vizepräsidenten des IOC ernannt. Noch im selben Jahr begann er seine Kampagne für einen sauberen Olympischen Amateursport. (Brundage, 1972, S. 54)

1952 setzte er sich dann mit 30:17 Stimmen gegen Marquess of Exeter, David Cecil alias Lord Burghley bei der Wahl zum V. IOC Präsidenten durch und bestieg den „Thron“ des IOC. (Brundage, 1972, S. 55; Guttman, 1984, S. 114). Seine Amtszeit von 20 Jahren ist bis heute die zweitlängste. Nur Juan Antonio Samaranch war ein Jahr länger als Brundage im Amt. Seine Frau Elizabeth starb 1970 und ein Jahr darauf gab er bekannt, dass die Sommerspiele 1972 in München seine letzten sein würden und er im Anschluss daran seinen Rücktritt als Präsident vollziehen werde. 1975 starb Brundage im Alter von 87 Jahren.

7.2 Brundage und das Amateurwesen

Bei seiner Antrittsrede im August 1952 predigte Brundage, was er bereits 30 Jahre zuvor predigte und wofür er auch 20 Jahre danach noch stand – das Amateurwesen. Der Spirit des Sports sei „the most saving grace in the world“ (Guttmann, 1984, S. 115) und repräsentiere eine ideale Verhaltensform, da er eine Welt für sich, abgesehen von Religion, Politik und anderen unterschiedlichen Sichtweisen der Menschheit, darstellen sollte. Sport wäre, so Brundage, Vergnügen, Freiheit, Spontanität und Freude – das Gegenteil von Arbeit. Sich selbst sah er als Mann mit einer Mission, nämlich die Olympische Bewegung mit all ihren ethischen Werten hochzuhalten. Diese Werte sind, zusammengefasst in einem Wort: der Amateurismus. (Guttmann, 1984, S. 116)

Er bezeichnete den Unterschied zwischen Amateuren und Profis als eine Sache des Spirits. Das Amateurwesen existiere im Herzen und nicht im Regelbuch. Trotz allem gab er wieder, was er sich unter einem Amateursportler/einer Amateursportlerin vorstellte. Wie die Etymologie des Wortes Amateur, verweist auch er auf die Liebe zum Sport und der Sportausübung des Sportes wegen. Dementsprechend gebe es Amateure, die an Wettkämpfen wegen der Liebe zu ebendiesen teilnehmen und welche, die dies aufgrund von Zahlungen oder Belohnungen jeglicher Art tun. Die einen seien frei, die anderen Angestellte oder Entertainer. Nur für Erstgenannte sei bei den Olympischen Spielen Platz. (Guttmann, 1984, S. 116) Das Problem an dieser Sichtweise war, dass sie gegen mächtige Prinzipien des Sportes im allgemeinen war: Dem Wunsch zu gewinnen und neue Rekorde aufzustellen. Denn je mehr AthletInnen Siege erringen und neue Bestleistungen aufstellen möchten, desto mehr müssen sie sich auf den Sport konzentrieren und in anderen Bereichen zurückstecken. (Guttmann, 1984, S. 119)

Vor allem sein fanatischer Wunsch, die Reinheit der Spiele zu gewährleisten, stieß immer wieder auf Widerstand. Die Regel „Wer in einer Sportart professional ist, verliert seinen Amateurstatus in allen Sportarten“ sorgte auch in seinem engeren Umfeld für Missverständnis. Ein Freund Brundages fragte ihn einmal, welchen Sinn diese Regel habe, denn er sehe in der „realen“ Welt keinen Zusammenhang „why [...] a man who repairs racing bicycles not be eligible to compete as a runner“ (Guttmann, 1984, S. 117) oder wieso „a groom for a race horse [should not] compete as an amateur swimmer.“ (Guttmann, 1984, S. 117) Brundages Antwort: „What about professional [...] football players who want to compete in track and field?“ (Guttmann, 1984, S. 117) Über die Prinzipien des Amateurismus dürfe es keine Kompromisse geben. An Beweisen, dass

dieser Satz Brundages Einstellung zum Amateurwesen im Sport widerspiegelte, mangelt es nicht, denn ihm war quasi jedes Mittel recht, um den Amateurismus im Sport bzw. bei den Olympischen Spielen aufrecht zu halten.

Verdeutlicht wird dies zum Beispiel mit Brundages Vorhaben, den Nationalismus bei den Spielen einzuschränken. Seiner Meinung nach wären die Spiele „kein Wettbewerb zwischen Nationen [...] sondern zwischen Individuen“ (Engel & Gaus, 1969, S. 110). Da dies die SportanhängerInnen und die Nationen anders beurteilten, kam es immer wieder vor, dass die jeweiligen NOKs den Amateurstatus ihrer AthletInnen bestätigten, obwohl die Verantwortlichen genau wussten, dass diese, in welcher Form auch immer, gegen die Amateurstatuten verstießen. (Guttmann, 1984, S. 119f.) Das Ziel dahinter war klar: Die besten SportlerInnen sollten Medaillen für das eigene Land gewinnen – ob Amateur oder nicht, war dem NOK egal¹⁰. Um dieser Entwicklung entgegenzuwirken, wollte Brundage das Hissen der Fahne und Abspielen der Bundeshymne bei der Siegerehrung abschaffen und stattdessen die Zeremonie mit einer Trompetenfanfare begleiten lassen. Diese Idee wurde aufgrund mangelnder Zustimmung der IOC Mitglieder nicht umgesetzt. (Guttmann, 1984, S. 121)

Auch die Neuauslegung der Regel 26 im Juni 1962 in Moskau, als beschlossen wurde, dass Gehaltsausfälle von den NOKs für AthletInnen bezahlt werden, wenn dieses Geld für Angehörige gebraucht wurde, war Brundage ein Dorn im Auge. Er warnte davor, dass diese Neuerung „the end of the Olympic Movement as it now exists“ (Guttmann, 1984, S. 130) wäre. Er verurteilte diese Aktion als Abweichung vom reinen Amateurwesen.

Um Brundages Haltung zu dem Thema besser zu verstehen, soll auch auf sein Buch (Brundage, 1972) eingegangen werden. Im „Plädoyer für den Amateurismus“ (Brundage, 1972, S. 96f) gibt Brundage Einblicke, wieso er das Amateurwesen bei den Olympischen Spielen mit allen Mitteln zu verteidigen versuchte. Brundage schreibt, dass das Grundprinzip der Olympischen Bewegung Chancengleichheit für alle sei und Diskriminierungen jeglicher Art bereits im Keim erstickt gehöre. Die Amateurregeln seien das Fundament, um dies bestmöglich gewährleisten zu können. In der Antike wurden SiegerInnen zunächst gehuldt und verehrt, wobei sich später herausstellte, dass ihr Lebensstil – von einem Sportfest zum nächsten zu reisen und von den Gewinnen zu leben – bei zeitgenössischen ErzieherInnen und PhilosophInnen Verachtung und

¹⁰ Ausnahmen bestätigen die Regel. Es kam auch vor, dass NOKs bestimmte AthletInnen nicht zu den Spielen versendeten, da ihr Amateurstatus nicht gewährleistet werden konnte.

Geringschätzung hervorrief, weswegen eine ähnliche Degeneration bei den modernen Spielen verhindert werden sollte. Brundage selbst gibt zu, dass es bei der Amateurdefinition immer wieder zu Schwierigkeiten kommt, da der Amateurismus eine Geisteshaltung und somit nur schwer zu definieren sei. Den Unterschied würden nur die TeilnehmerInnen selbst kennen. (Brundage, 1972, S. 97f.)

Ein Problem des kommerzialisierten Sports sei laut Brundage (1972, S. 98f.) unter anderem, dass er dem Interesse der ZuseherInnen gehorche, denn dieser will unterhalten werden und ist bereit, dafür Geld auszugeben. Diese Kommerzialisierung bringe mit sich, dass Sportarten dahingehend verändert würden, dass sie mehr Spannung erzeugen und somit für die ZuschauerInnen interessanter sind. Brundage merkt jedoch an, dass dadurch der Gedanke verloren gehe, dass die Sportlerin/der Sportler im Mittelpunkt stehe.

Anspielend auf seine leichtathletische Vergangenheit, meinte einmal ein ehemaliger Mannschaftskamerad Brundages, dass er dort, wo andere ein Herz haben, er einen Diskus habe. Kunkel (1972) aber schreibt, dass Brundage den Menschen ein Forum schaffen wollte, „wo sie ihr Streben nach Leistung und Perfektion zur Schau stellen können, ohne daß am Ziel jemand mit Dollarnoten winkt.“ (Kunkel, 1972)

Brundages Vorhaben war aussichtslos. Die Sportwelt durchlebte im Laufe seiner Präsidentschaft – vor allem in finanzieller Hinsicht – eine Weiterentwicklung. In einigen Sportarten, wie zum Beispiel beim alpinen Schisport, ist eine Trennung von Sport und Industrie nur mehr schwer vorstellbar gewesen. Loew (2008) erwähnt in diesem Zusammenhang besonders die gegenseitige Abhängigkeit der diversen Instanzen. SchirennfahrerInnen, JournalistInnen, Tourismusregionen, Industrielle und sogar ganze Staaten sind mehr oder weniger, vor allem aus wirtschaftlicher, aber auch aus ideologischer Sicht daran interessiert, dass SportlerInnen aus der eigenen Nation bei einem Großereignis, wie es die Olympischen Spiele waren und immer noch sind, gut abschneiden. Brundage wollte diese Entwicklung bis zum Schluss bekämpfen in dem er „sich nicht vom Profitgedanken korrumpieren lassen“ (Kunkel, 1972) wollte. Dieser Kampf gegen Windmühlen kam nicht immer gut an, was für Brundages Beliebtheitsgrad alles andere als förderlich war.

Trotz aller Unkenrufe setzte er sich bis zu seinem Ende dafür ein, dass sich die Olympische Bewegung, zumindest am Papier, für Frieden und gleiche Möglichkeiten für alle

AthletInnen einsetzte und das, obwohl dieses Vorhaben bereits lange vor 1972 zu einer schier unlösbaren Aufgabe wurde. (Kunkel, 1972)

7.3 Winter- und Schisport

Dem Wintersport und in weiterem Sinne vor allem dem Alpinen Schisport stand Brundage während seiner Amtsperiode immer wieder ablehnend gegenüber. Aufgrund der immer weiter fortschreitenden Kommerzialisierung, die Brundage selbstverständlich auch nicht verborgen blieb, wollte er die Olympischen Winterspiele abschaffen (Engel & Gaus, 1971). Ein Grund dafür waren zum Beispiel die immer weiter steigenden Ausgaben der Veranstalter. Wie in Kapitel 6. „Die Entwicklung der Olympischen Winterspiele von 1948 bis 1980“ zu sehen ist, gab es bereits 1960 in Squaw Valley aufgrund dessen, dass ein komplett neuer Wintersportort aus dem Erdboden empor gehoben wurde, verglichen zu den vorigen Spielen, eine wahre Kostenexplosion. Ein IOC-Mitglied meinte 1958, dass vermutlich nur mehr die Spiele 1964 in Innsbruck stattfinden würden, weil diese bereits in Planung sind, aber dann sei Schluss mit den Winterspielen. (Müller-Marein, 1958) Brundage selbst meinte zu dieser Thematik, dass die Spiele 1928 in St. Moritz noch in kleinem Rahmen stattfanden, wohingegen die Winterspiele 1968 in Grenoble dermaßen kommerzialisiert waren, dass es auch vonseiten der Veranstalter zu hohen Kosten kam, die nicht mehr in Relation zu einem, nicht einmal zwei Wochen dauernden Sportfest waren. (Engel & Gaus, 1970)

Außerdem bezog sich Brundage bei seinen Aussagen, demnach er die Olympischen Winterspiele abschaffen wollte, auf Coubertin, der „gegen Winterspiele [war], weil Wintersport nicht überall möglich ist.“ (Engel & Gaus, 1970, S. 178) „Außerdem wollte er keine Teilung der Olympiade“ (Engel & Gaus, 1970, S. 178) Somit waren die hohen Kosten, sowie Coubertins vermeintliche Sicht auf die Winterspiele und die Kommerzialisierung einzelner Wintersportarten. Hauptgründe, weswegen Brundage die Winterspiele nicht mehr wollte.

1968 in Grenoble wollte Brundage die Markennamen auf den Schiern überkleben lassen, weil SchifahrerInnen nach dem Rennen sofort ihre Schi in die Kamera hielten und somit Werbung für die jeweilige Marke machten. FIS-Präsident Hodler konnte ihn aber überreden, dies nicht zu tun und so einigten sie sich darauf, dass die Schier der SportlerInnen nur im Hintergrund gezeigt werden durften. (Engel & Jacobi, 1968) Vor den Spielen 1972 in Sapporo ließ er verlauten, dass alle RennfahrerInnen, die mit einer

Werbung auf ihrer Startnummer bei einem Weltcuprennen am Start sind, von den Spielen ausgeschlossen werden sollen (König & Zimmer, 2002, S. 187f.) und das, obwohl diese Praxis bereits seit Jahren an der Tagesordnung stand. Dies führte dazu, dass einige FahrerInnen die Werbung überklebten. Andere wie Schranz ließen es darauf ankommen und fuhren mit der Startnummernreklame. (Zimmer & König, 2002, S. 187f.)

Ende 1970 verlangte Brundage vom FIS Präsidenten Marc Hodler, „die besten Abfahrts- und Slalomläufer von der Winter-Olympiade in Sapporo 1972 auszusperrten.“ (Engel & Gaus, 1970, S. 178) Er hatte sogar eine Liste, auf der 53 AthletInnen namentlich genannt wurden, die aufgrund diverser Umstände nicht bei den Spielen in Sapporo teilnehmen sollten. Auf dieser Liste standen zum einen zehn AusbilderInnen, die für Geld in den USA Schitraining gaben und zum anderen 43 Personen, die vor allem „Werbe-Mannequins [...] wie die Schweizer Weltmeister Bernhard Russi und Annerösli Zryd“ (Engel & Gaus, 1970, S. 178) waren. Aber auch Schistars aus Frankreich, Deutschland, den USA und selbstverständlich aus Österreich fanden sich auf der Liste wieder. Übrig blieb im Endeffekt nur Karl Schranz, der den Kopf für alle hinhalten musste und von den Olympischen Winterspielen 1972 offiziell eingeladen wurde.

Wieso Brundage nicht alle 53 ausschloss, ist schnell erklärt. Wie er selbst angab, wollte er die Winterspiele seiner japanischen Freunde (Anm.: Brundage war neben seiner IOC Tätigkeit leidenschaftlicher Sammler asiatischer Kunst (Brundage, 1972)) nicht zerstören, da diese neben viel Zeit auch sehr viel Geld und Energie in die Ausrichtung der Spiele steckten und mit dem Ausschluss der besten Alpinen RennläuferInnen mit einem Schlag ein hohes Maß an Attraktivität verloren hätten. (König & Zimmer, 2002, Rückseite)

Dies führt zu einem prinzipiellen Dilemma, welches einen Ausschluss des Alpinen Schisports bei den Olympischen Winterspielen nach sich gezogen hätte. Die Winterspiele hätten stark an Anreiz verloren, was vermutlich gravierende Folgen gehabt hätte. TV-Stationen und Sponsoren wären nicht mehr bereit gewesen, viel Geld hinsichtlich der Spiele auszugeben, weil das ZuschauerInneninteresse nachgelassen hätte. Weniger Publikum hätte wiederum dazu geführt, dass Veranstalter nicht mehr bereit gewesen wären, hohe Summen für die Austragung der Spiele auszugeben, weil der Werbewert für die jeweilige Winterregion bzw. das Ausrichterland nicht mehr in diesem Ausmaß gewährleistet werden konnte. Ein Teufelskreis wäre entstanden, der über kurz oder lang, zu einer Abschaffung der Olympischen Winterspiele geführt hätte.

Fakt ist jedoch, dass mit Brundages Amtsübergabe an Killanin in den nächsten Jahren eine Beruhigung in der Amateurfrage eintrat. Die Alpinen Bewerbe wurden genauso wie die olympischen Winterspiele nicht abgeschafft und erfreuen sich auch heute noch hoher Beliebtheit bei FahrerInnen und ZuseherInnen.

Was bleibt schlussendlich von Avery Brundage? In den Gedächtnissen vieler ist er, wie bereits am Anfang dieses Kapitels erwähnt, vor allem aufgrund seiner Haltung zum Amateurwesen geblieben und diese Erinnerungen sind meist nicht positiv. Abgesehen davon darf aber nicht vergessen werden, dass das Olympische Komitee auch bei seinem Abtritt 1972 „im Grunde immer noch ein Ein-Mann-Betrieb“ (Kunkel, 1972) war. Brundage war lange Zeit das Gesicht der Olympischen Bewegung und hat sich nicht als Reformator, sondern Konservator einen Namen gemacht. Er ist zu einem großen Anteil dafür verantwortlich, dass die Olympischen Spiele 1972 und auch danach immer noch stattfanden und nicht aufgrund diverser Schwierigkeiten und Umstände, vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg, eingestellt wurden. (Kunkel, 1972)

8. Wirtschaftsentwicklung

Einen wesentlichen Anteil bei der Erosion des Amateurwesens im Schisport in Österreich hat die österreichische Schiindustrie. Dieser Erfolg war selbstverständlich stark abhängig vom immer stärker aufkommenden Wintertourismus, der für Österreichs Wirtschaft viele positive Folgen hatte. Neben diversen neuen Unternehmenssparten wie Schischulen, Schihütten und Après-Schi, entwickelten sich auch die Schifirmen in relativ kurzer Zeit von kleinen Familienbetrieben zu großen international anerkannten Unternehmen.

Im folgenden Kapitel soll zunächst auf die Entwicklung der österreichischen Wirtschaft im Allgemeinen eingegangen werden, denn klar ist: Wäre die Wirtschaftsentwicklung in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg nicht so vonstattengegangen, wie in weiterer Folge zu sehen ist, hätte sich auch die Schiindustrie nicht so schnell entwickeln können.

8.1 Österreichs Wirtschaftsentwicklung von 1945 – 1980

Um die ökonomische Entwicklung Österreichs genauer zu betrachten, können mehrere Punkte herangezogen werden. Die Entwicklung des BIPs, die Arbeitslosenquote oder das Verhältnis von Import- zu Exportvolumen sind nur einige, die an dieser Stelle genannt werden. Während man für die politische Entwicklung die Zeitspanne von 1945 bis 1955 als Zäsur betrachten kann, ist diese Trennung im wirtschaftlichen Bereich nicht so einfach möglich. (Butschek, 2012, S. 265)

Obwohl die materiellen Bedingungen 1945 vor allem aufgrund starker Zerstörungen schlechter schienen als noch nach dem Ersten Weltkrieg, konnte der Wiederaufbau des Landes wesentlich rascher vorangetrieben werden. Hauptverantwortlich dafür war das European Recovery Program (ERP), auch bekannt unter dem Namen Marshallplan. Wie dem Namen des Programms bereits zu entnehmen ist, war nicht nur Österreich Nutznießer, sondern alle OEEC Staaten in Europa. Die angelsächsischen Mächte arbeiteten, anders als nach dem ersten Weltkrieg, ein besseres Nachkriegskonzept aus, was unter anderem aus günstigen Krediten, Rohstoff- und Lebensmittellieferungen bestand. (Butschek, 2012 S. 269) Für Österreichs Wirtschaft in der Nachkriegszeit war diese Hilfe von großer Bedeutung, überstieg sie doch über mehrere Jahre 10% des BIPs. (Butschek, 2012, S. 274) Davon angetrieben, konnte bereits 1949 das BIP je Einwohner von 1937 erreicht werden. (Butschek, 2012, S. 265) Die Arbeitslosenquote erreichte zunächst 1947 einen Tiefstand von 2,7%. 1953 wurde dann der Höchststand in der Nachkriegszeit mit 8,8% erreicht, während es im Anschluss daran, bis in die 1970er Jahre kontinuierlich zu einer Senkung der Quote kam. (Butschek, 2012, S. 297)

Die verschiedenen Wirtschaftszweige, vor allem Industrie und Bauwirtschaft, zogen stark an, wohingegen es im landwirtschaftlichen Sektor und in weiterer Folge bei der Lebensmittelversorgung aus den unterschiedlichen Gründen zu Engpässen kam. Bis Anfang der 1950er Jahre waren sehr hohe Nahrungsmiteleinfuhren notwendig, da die heimische Landwirtschaft den Verbrauch bei weitem nicht decken konnte. (Butschek, 2012, S. 295)

1952, also sieben Jahre nach Beendigung des Zweiten Weltkriegs, wird Österreichs Wirtschaft von Butschek (2012, S. 265) als stabilisiert betrachtet. Im selben Jahr konnte auch erstmals das Exportvolumen aus dem Jahr 1937 überschritten werden. (Butschek, 2012, S. 295)

„Abschließend kann man sagen, dass sich die positiven sowie negativen Einflüsse dieser Periode dahin kompensierten, dass sich der Wiederaufbau wesentlich schneller und nachhaltiger vollzog als nach dem Ersten Weltkrieg.“ (Butschek, 2012, S. 298)

Der Wiederaufbau ging direkt über in das wirtschaftlich gesehene „goldene Zeitalter“. Obwohl diese Entwicklung ebenfalls in ganz Europa betrachtet werden konnte, war Österreich eines jener Länder, in dem die Expansion am intensivsten vonstattenging. In der Zeit von 1953 bis 1962 wuchs das BIP um 73% an, was einem Jahresdurchschnitt von

6,3% entsprach. Nur Deutschland konnte ein noch höheres Wachstum vorweisen. Nicht jedoch beim Wachstum je Einwohner – hier lag Österreich an der Spitze. (Butschek, 2012, S. 299)

Das „Wirtschaftswunder“ endete zunächst mit einer Rezession im Jahr 1962. Österreichs Wachstumsrate des BIPs ging in der Periode von 1962 bis 1967 auf 4,2% zurück. Als alarmierend wurde diesbezüglich befunden, dass das Wachstum unter jenes der OECD (4,4%) zurückging. (Butschek, 2012, S. 319) Die Alarmsignale sollten sich im Nachhinein aber als falsch erweisen, da der generelle wirtschaftliche Aufschwung seinen Höhenflug unbeirrt fortsetzte. 1968 trat wieder eine Besserung in der österreichischen Konjunktur ein. Von 1968 bis 1974 verbesserte sich diese wieder auf ein jährliches Durchschnittswachstum von 5,2%. Nachdem die Entwicklung bei den OECD Staaten nur 4,5% betrug, konnte der Vorsprung aus den 1950er Jahren wieder hergestellt werden. (Butschek, 2012, S. 333f.)

Während es bis Anfang der 1970er Jahre für Österreich wirtschaftlich gesehen nur eine Richtung, nämlich steil bergauf gab, folgte im Oktober 1973 die „Erdölkrise“. Butschek (2012, S. 346) verweist darauf, dass diese zweifelsohne durch Entwicklungen verursacht wurde, die bereits Jahre zuvor ihren Ursprung finden. Der weltwirtschaftliche Einbruch der 1974/75 folgte, erfasste Österreichs Wirtschaft etwas später und hatte einen Einkommensrückgang von 0,4% zur Folge. Nachdem sich Österreichs Wirtschaft in den Folgejahren wieder einigermaßen erholte, folgte 1979 die zweite Erdölkrise, die die heimische Wirtschaft abermals ins Stocken geraten ließ. (Butschek, 2012)

Allgemein kann man, abgesehen von zwei Krisen in den 1970er Jahren, davon sprechen, dass Österreichs Wirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg florierte. „Eine der bemerkenswertesten Perioden der Wirtschaftsgeschichte“ (Butschek, 2012, S. 346), endete mit den Erdölkrisen I und II. Das österreichische Bruttoinlandsprodukt konnte Jahr für Jahr, auch wenn es zu verhältnismäßigen Einbußen kam, deutlich angehoben werden. Die wirtschaftlichen Hochphasen führten zu hohen Einkommenssteigerungen bei der breiten Masse, was dazu führte, dass ein Lebensstandard „wie ihn bis dahin nur die Oberschichten gekannt hatten“ (Butschek, 2012, S. 345) von einem Großteil der Bevölkerung geführt werden konnte. Neben Reisen ins Ausland nahm nun auch der Wintertourismus deutlich zu.

8.2 Die Entwicklung des Schisports von 1945 – 1980

Der Wintertourismus ist eine Folge der herausragenden wirtschaftlichen Entwicklung Österreichs und dem damit einhergehenden Anstieg des Wohlstandes. Fruehberger (2014, S. 45) bezeichnet die Entwicklung des Schisports für die breite Bevölkerung als „Boomphase“, welche sich zeitlich ca. in den 1950er, 60er und 70er Jahren wiederfindet.

Mit der Entwicklung des Schisports kamen mit der Zeit viele neue Sparten auf. Wintersportorte steigerten durch unterschiedliche Angebote ihre Attraktivität für Touristen. Schischulen entwickelten sich und brachten ungeübten Gästen das Schifahren bei. Die Hotels in den Wintersportorten erweiterten ihr Angebot für Gäste und boten neben Schlafmöglichkeiten unter anderem auch Fitnessräume, Schwimmbäder und Spa-Bereiche an, da Touristen neben dem Schifahren auch nach anderweitigem Luxus und Zeitvertreib verlangten. Neben einer Vielzahl von Geschäften und Boutiquen wurde auch das Restaurantangebot in den Orten stetig erweitert. Schihütten auf und abseits der Piste wurden immer mehr, um den stetig steigenden Andrang bewältigen zu können. Auch das heute noch sehr beliebte Après-Schi kam zu jener Zeit auf. (Fruehberger, 2014)

Hinzu kam der stetige Neu- und Ausbau von mechanischen Aufstiegshilfen wie zum Beispiel Schlepp-, Sessel- und Babyliften oder Seilbahnen. Die Pistenraupe sorgte ab Mitte der 1960er Jahre dafür, dass nicht nur der Schwierigkeitsgrad einer Piste, sondern auch ein möglichst guter Zustand beim Abwärtsfahren, gewährleistet werden konnte. Auch die Anbindungen und deren Ausbau zu den Wintersportorten (Parkplätze, Schibusse etc.) erhöhten den Komfort für Schitouristen. (Fruehberger, 2014)

Alle Bereiche, die hier aufgezählt wurden, sind unter anderem dafür verantwortlich, dass der Schisport in Österreich zu einem wichtigen Wirtschaftsfaktor wurde. Ein weiterer war die Schiindustrie, die mit der Erzeugung und dem Verkauf von Schiern ebenfalls wesentlich zur Ökonomie des Schisports in Österreich beitrug. (Fruehberger, 2014)

8.3 Die Entwicklung der Schiindustrie von 1945 – 1980

Die Schiindustrie und die Erosion des Amateurwesens im Schisport sind zwei Entwicklungen, die nicht voneinander zu trennen sind, da zumeist finanzielle Aspekte den Ausschlag gaben, ob jemand Amateur oder Professional war, weswegen die Entwicklung der Schiindustrie in diesem Kapitel genauer untersucht werden soll.

Genau wie die österreichische Wirtschaft allgemein konnte auch die Skiindustrie im Untersuchungszeitraum (1945 bis 1980) alles in allem hohe Gewinne erzielen. Der Aufschwung der Skiindustrie wäre ohne die Erfolge und der damit einhergehenden Werbewirkung der heimischen RennfahrerInnen schwer vorstellbar gewesen (Rehling, 1934, S. 36) und soll aus diesem Grund ebenfalls in diesem Kapitel etwas genauer beleuchtet werden.

„So wie überall in Österreich, war auch bei den Skiherstellern 1945 die Stunde Null angebrochen. Der Neubeginn war mühselig.“ (Polednik, 1991, S. 110). Aus kleinen Wagnerein und Tischlereibetrieben entwickelten sich große, umsatzstarke, international bekannte und anerkannte Betriebe. „Umsatzsteigerungen von jährlich fünfzig Prozent waren keine Seltenheit“ (Imhof, 1971, S. 18; zit. n. Rehling, 1994, S. 37) wobei Rehling (1994, S. 36f.) vor allem auf das unternehmerische Geschick der jeweiligen Skiindustriellen verweist, denn ohne persönliche Hingabe und Engagement wäre diese Entwicklung trotz des wirtschaftlichen Aufschwungs in Österreich nicht möglich gewesen.

Einige Firmen wie Fischer, Kneissl oder auch Kästle hatten ihre Anfänge teils weit vor dem Zweiten Weltkrieg. Da dieser, wie auch schon Fruehberger (2014, S. 45) erwähnt, den Skisport beinahe zum Erliegen gebracht hatte, konnten sie ihre Firmen in dieser Zeit entweder gar nicht oder nur sehr eingeschränkt führen. Die Firma Kästle beispielsweise wollte während des Krieges Schier produzieren, aber aufgrund dessen, dass Holz in der Kriegszeit ein knappes Gut war, war es jenen Firmen vorbehalten, die Ski für die Wehrmacht produzierten. (Rehling, 1994, S. 25)

Ende der 1940er Jahre kamen unter anderem die Schifirmen Blizzard, Kästle, Fischer, Hagan und Kneissl auf. (Rehling, 1994) Der Entwicklungsprozess dieser Firmen lief größtenteils ähnlich ab. Nachdem die Gründer mit einem kleinen Betrieb mit wenigen Angestellten begonnen hatten, wurden relativ rasch mehrere MitarbeiterInnen eingestellt und ab Mitte der 1950er Jahre die Betriebe erweitert und auf industrielle Schierzeugung umgestellt. Bei der Firma Fischer kam es 1955 zu „zahlreichen Umbauten und Erweiterungen“ (Rehling, 1994, S. 21), sodass mehrere tausende Quadratmeter Areal für Betrieb und Lagerung zur Verfügung standen. 1956 kam es bei der Firma Kneissl zum Ausbau einer neuen Produktionsstätte, da das alte Gelände zu klein war und nicht mehr ausreichte (Rehling, 1994, S. 28). Im selben Jahr nahm auch Arnsteiner Jun., der mittlerweile die Firma Blizzard von seinem Vater übernommen hatte, Erweiterungen vor. (Rehling, 1994, S. 17) Kästle nahm 1958 eine starke Erweiterung seines Werks vor, um der

großen Nachfrage nach Schiern nachkommen zu können. (Rehling, 1994, S. 25) In diesem Zeitraum (1955) wurde mit *Atomic* auch die jüngste Schifirma vom damals 23-jährigen Alois Rohrmoser gegründet. Nachdem die anderen Firmen bereits einen Vorsprung in der Betriebsgröße hatten, dauerte es einige Zeit, bis er diese wettmachen konnte. Erst 1968 konnte Rohrmoser eine große Erweiterung der Fabrik vornehmen. (Rehling, 1994, S. 14)

In den 1960er Jahren florierten die Geschäfte. Die Produktions- und somit auch die Umsatzzahlen kannten nur eine Richtung: nach oben. Nachdem die Werke und Fabriken ausgebaut wurden (Kneissl eröffnete 1964 sogar noch ein drittes Werk (Rehling, 1994, S. 28)), wurden auch immer mehr MitarbeiterInnen eingestellt, um den Betrieb am Laufen halten zu können. Anfang der 1970er Jahre waren die Schifabrikanten zu Unternehmen mit mehreren hundert Angestellten gewachsen. Nachdem die österreichische Schiindustrie ständig wuchs, „explodierte der Skimarkt nahezu“ (Rehling, 1994, S. 23) Mitte der 1970er Jahre noch einmal und die Firmen konnten ihren Umsatz teilweise in nur einem Jahr verdreifachen. Aber wie in der Geschäftswelt nun einmal üblich, folgt nach einer Hochphase irgendwann eine Phase der Abkühlung. Ende der 1970er Jahre kam es im Zuge der zweiten Erdölkrise zu Umsatzeinbußen bei den Firmen. In der Saison 1979/1980 sank die weltweite Schiproduktion um 1,2 Millionen Paar, in Österreich um 230.000 Paar gegenüber dem Vorjahr. (Rehling, 1994, S. 46) Nicht alle Firmen konnten sich einen derartigen Abschwung leisten. Kneissl meldete 1980 Konkurs an (Rehling, 1994, S. 29) und auch Hagan, eine Schifirma die sich auf die Herstellung von Kinder- und Jugendski konzentrierte, schlitterte Ende der 1970er Jahre in eine Krise. (Rehling, 1994 S. 23)

Die Schiindustriellen legten also bis auf den Schluss des Untersuchungszeitraums eine unglaubliche Entwicklung hin, was auch die Statistik der produzierten Schier in Österreich eindrucksvoll beweist. Nachdem 1954 ca. 23.000 Paar Schier produziert wurden, waren es 1969, also gerade einmal 15 Jahre später, bereits über eine Million. (Rehling, 1994 S. 38)

Es kamen viele Umstände zusammen. Zum einen die lang anhaltende gute Wirtschaftslage in Österreich und der westlichen Welt, die zu immer mehr Wohlstand der breiten Bevölkerung führte. Damit einher geht, dass Schifahren nun für die breite Masse zugänglich und erschwinglich war. Die Industriellen wussten schnell, dass sich die Schimarke bzw. das Schimodell eines Siegers/einer Siegerin viel besser verkaufen ließe. Diese Umstände brachten mit sich, dass die Schifabrikanten um Kneissl und Co. großes Interesse daran hatten, dass die besten SchirennfahrerInnen mit den Schiern ihrer Marke die Siege einfuhren, um dann in weiterer Folge die Umsätze wieder in die Höhe zu

schrauben. Die dadurch entstandene Zusammenarbeit von SchiläuferInnen und Schifabrikanten half beiden Seiten. Die Firmen waren nach und nach bereit, viel Geld locker zu machen, weil sie sich im Gegenzug eine gute Werbewirkung für ihre Produkte erwarteten und die SchifahrerInnen wiederum konnten Geld verdienen. Da sie aber offiziell kein Geld verdienen durften, weil sie Amateure sein mussten, um bei Rennen und Olympischen Spielen an den Start gehen zu dürfen, wurden Umgehungsstrukturen geschaffen, um weiterhin offiziell als Amateur zu gelten.

Wie diese funktionierten und welche das waren, wird in weiterer Folge dieser Arbeit ersichtlich.

9. Die Geschichte des österreichischen Schisports

Wann und wo der erste Mensch auf Schiern stand, ist heute schwer zu sagen, aber dass Völker in schneereichen Regionen bereits vor tausenden Jahren längliche Bretter unter ihren Füße befestigten, um sich vor dem Einsinken in den Schnee zu schützen, gilt als bewiesen. Das Schifahren der Moderne stammt ursprünglich aus Norwegen, wo gegen Mitte des 19. Jahrhunderts erste Schirennen stattfanden. (ÖSV, 2005) Durch skandinavische StudentInnen kam das Schifahren nach Österreich und war gleich in den 1890er Jahren geprägt von Diskussionen über die unterschiedlichen Fahrtechniken. Auf der einen Seite die Technik des Lilienfelders Mathias Zdarsky, der mit der Stemmbogentechnik fuhr und auf der anderen Seite die norwegische Telemark-Fahrweise. (Norden, 1998, S. 63). Die Streitigkeiten führten dazu, dass der Club der „Lilienfelder“ (Alpen-Schiverein) vom Österreichischen Schiverband ausgeschlossen wurde, da man sich mehr mit der norwegischen Fahrweise anfreundete. Mit dem Offizier Georg Bilgeri setzte sich dann eine Mischung aus beiden Techniken durch, die Zweistocktechnik. Einen starken Aufschwung in Österreich erfuhren das Skifahren und der Wintersport generell infolge der 1. Nordischen Spiele in Mürzzuschlag 1904. Viele der heutigen Wintersportzentren entstanden zu jener Zeit und da auch Länder und Gemeinden schon früh die positiven finanziellen Aspekte durch den Winterfremdenverkehr erkannten, stellten sie auch bereits zu jener Zeit Subventionen für die Verbesserung der Bedingungen und den Ausbau der Infrastruktur zur Verfügung. (Norden, 1998)

9.1 Der Schisport in Österreich von 1945 – 1980

Genau wie viele andere Sportverbände, lag auch der österreichische Schisport nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in Trümmern. Die ersten Aktivitäten wurden wenig

überraschend im Westen Österreichs vom Tiroler Schiverband wieder aufgenommen. (ÖSV, 2005, S. 74) Nachdem der ÖSV im Winter 46/47 von der FIS wieder als Mitglied aufgenommen wurde, konnten von nun an auch wieder LäuferInnen bei internationalen Rennen teilnehmen (ÖSV, 2005, S. 75). Infolgedessen, dass vor allem die Damenmannschaft rund um Dagmar Rom, Trude Jochum-Beiser und Resi Hammerer eine schlagkräftige Truppe stellen konnte (ÖSV, 2005, S. 75f.), verzeichnete der ÖSV bei Damen und Herren sechs Medaillen bei den Olympischen Spielen 1948 in St. Moritz.

In den 1950er Jahren ging es mit Österreichs Schisport „steil bergauf“ (ÖSV, 2005, S. 76), was auch positive Effekte auf die Schiindustrie rund um Kneissl und Kästle zur Folge hatte, deren Entwicklungen damals noch nicht absehbar waren. Unter dem Gesichtspunkt, dass Österreich zu jener Zeit noch von den Siegermächten besetzt war, sorgten die „rotweißbroten Skierfolge auch für ein steigendes Nationalbewusstsein“ (ÖSV, 2005, S. 77) und für ein höheres internationales Ansehen. Es folgte ein Schi-Boom der 1950er Jahre, erkennbar anhand der steigenden Anzahl von Schirennen, die in Österreich veranstaltet wurden. Die gute Organisation dieser Veranstaltungen trug entscheidend dazu bei, dass dem Schisport in den 1950er „Jahren ein völlig neues Image verpasst wurde.“ (ÖSV, 2005, S. 81)

Mit dem Mittelschulprofessor Fred Rößner, der zu dieser Zeit neuer Chef des ÖSV wurde, kam es zu verbesserten Trainingsbedingungen. Neben speziellen Konditionskursen, die hauptsächlich aus Sprinttrainings bestanden, organisierte er auch zu Beginn des jeweiligen Winters Abfahrtstrainings in größeren Höhenlagen (ÖSV, 2005, S. 82). Die Herrenmannschaft zu jener Zeit, die als österreichisches „Skiwunderteam“ (ÖSV, 2005, S. 82) in die Annalen eingehen sollte, eilte von Sieg zu Sieg, während das Damenteam ab Mitte der 1950er Jahre etwas schwächer war und vor allem bei Großereignissen nicht mit ihren männlichen Kollegen mithalten konnte. Auch bei der Heim-WM 1958 in Bad Gastein konnten die männlichen Fahrer alle Titel einfahren. Danach war aber Schluss mit der absoluten Dominanz. Die Franzosen und Französinen konnten die Vormachtstellung der ÖsterreicherInnen, unter anderem aufgrund technischer Neuerungen wie den Metallski, vor allem in der Abfahrt durchbrechen und es entwickelte sich in weiterer Folge ein Kampf dieser Nationen um die Nummer Eins im Schisport. (ÖSV, 2005, S.86f.)

In den 1960er Jahren kommt es dann zu einer engen Verstrickung der Wirtschaft mit den SchifahrerInnen. Erfolge auf der Piste schlugen sich in weiterer Folge auf die Schiindustrie und auch auf den Fremdenverkehr in Österreich nieder. Die Abhängigkeit von

Schierfolgen ging damit einher, dass die SportlerInnen zu bekannten Personen wurden. Es kam immer wieder zu Diskussionen rund um den Amateurstatus der österreichischen SchirennfahrerInnen, die mit diesem auch immer wieder in Konflikt geraten sind. (ÖSV, 2005, S. 90)

1962 konnte das österreichische Team die Franzosen und Französinen bei ihrer Heim-WM in Chamonix deutlich schlagen und den „größten Triumph in der Geschichte“ (ÖSV, 2005, S. 92) einfahren. Sechs von acht Titeln, 15 von 24 Medaillen gingen an den ÖSV.

Die Olympischen Spiele 1964 fanden in Innsbruck statt und der ÖSV geht davon aus, dass unter anderem die neu erschlossenen Schiessorts in Westösterreich ausschlaggebend dafür waren, dass Innsbruck den Zuschlag für diese Spiele erhalten hat. Nachdem es dem ÖSV gelungen war, „die Vorherrschaft im alpinen Skilauf erfolgreich zu verteidigen“ (ÖSV, 2005, S. 97), kam es bei den Weltmeisterschaften 1966 beinahe zu einem Waterloo. Nur Erika Schinegger konnte eine Goldmedaille für Österreich einfahren, die sie später jedoch an Marielle Goitschel weitergab. (ÖSV, 2005, S. 98)

Im folgenden Winter 1966/67 wurde der auch heute noch bekannte und durchgeführte „Weltcup“ ins Leben gerufen. Um dort ein Wörtchen mitreden zu können, fehlte es dem ÖSV vor allem an einem: Geld. Geld das benötigt wurde, um seine Funktionäre wirklich professionell arbeiten zu lassen. (ÖSV, 2005, S. 99)

Es folgten Leistungseinbußen und deutlich schlechtere Ergebnisse, als man es von früher gewohnt war. Aufgrund der negativen Entwicklungen, erkannte man beim ÖSV, dass es ohne Professionalismus nicht mehr gehe. Vor allem in Sachen Nachwuchs, versuchte der ÖSV neue Wege zu gehen „und so wurden in fast allen Bundesländern Skihauptschulen installiert.“ (ÖSV, 2005, S. 99) Allen voran „wurde in Stams das Skigymnasium errichtet.“ (ÖSV, 2005, S. 99) Es gilt als das erste seiner Art weltweit. Das französische Team war im ersten und zweiten Weltcupwinter klar besser als das österreichische, was zur Folge hatte, dass zunächst nicht mit Medaillen bei den Olympischen Spielen 1968 in Grenoble gerechnet wurde, wo es schlussendlich doch fünf an der Zahl für Österreichs Alpines Schiteam gab.

Die französische Dominanz blieb aber ungebrochen und setzte sich auch in den nächsten Jahren unbeirrt fort. Es herrschte also Handlungsbedarf beim ÖSV und so wurde im Interesse des Schiverbandes, der Industrie und des Bundes im September 1971 der Austria Ski Pool gegründet (siehe auch Kapitel 10.8.1 „Austria Ski Pool“). (ÖSV, 2005, S. 105 f.)

Mittel- und langfristig ging es vor allem darum, eine finanzielle Basis für eine Neuorientierung zu schaffen.

Nachdem es 1972 zum Ausschluss Schranz‘ kam und keine Goldmedaille eingefahren werden konnte, folgte in der Ära des Präsidenten Schlick in der ersten Hälfte der 1970er Jahre eine Umgestaltung des Verbandes von einem Amateursportverband, zu einer kommerziell ausgerichteten Organisation, was auch zur Folge hatte, das hochbezahlte Fachkräfte eingestellt wurden. (ÖSV, 2005, S. 109) Im Winter 73/74 schlug allen voran das Damenteam wieder zurück und dominierte vor allem die Abfahrten nach Belieben. Bei den Herren ist bis heute vor allem ein Name im Gedächtnis, der dann auch im Jahr 1976 die Kohlen für das österreichische Schiteam bei den zweiten Olympischen Winterspielen in Innsbruck aus dem Feuer holte: Franz Klammer. Er gewann Österreichs einzige Goldmedaille in der Abfahrt. (ÖSV, 2005, S. 112) Zwei Jahre später bei der Schi-WM in Garmisch-Partenkirchen konnte Österreich mit vier gewonnen Goldmedaillen (zwei davon von Moser-Pröll) die Medaillenwertung für sich entscheiden. Die Olympischen Spiele 1980 in Lake Placid, die auch gleichzeitig das Ende der Großereignisse im Untersuchungszeitraum bedeuten, waren für Österreich mit vier errungenen Medaillen durchaus erfolgreich.

10. Die Erosion des Amateurwesens im österreichischen Schisport

Wie bereits anhand dieser Arbeit zu sehen ist, ist das Amateurwesen im Sport kein starres und unveränderbares Konstrukt, sondern komplexer als es auf den ersten Blick scheint und so war es auch im Schisport. Auch wenn das größte Unterscheidungsmerkmal zwischen einem Berufsfahrer/einer Berufsfahrerin und einem Amateur war, dass Erstgenannte mit dem Rennschifahren Geld verdienten und die andere Gruppe eben nicht, wurden allen voran im Schisport Graubereiche konstruiert, die es „Amateuren“ ermöglichte, durch die wettkampfmäßige Ausübung ihres Sports (in weiterer Folge viel) Geld zu verdienen. Diese Konstrukte sollen in dieser Arbeit analysiert, erklärt und wenn vorhanden, mit Zahlen belegt werden. Weiters werden auch andere Verstöße des Amateurparagraphen aufgedeckt. Denn, wie bereits im Kapitel 4.2 Die ersten Olympischen Jahre hinsichtlich der Amateurstatuten erwähnt, war es den Verantwortlichen der diversen Organisationen (FIS, IOC, ÖSV) teilweise unmöglich, die AthletInnen, ob ihres Amateurstatus zu kontrollieren.

Wichtig ist an dieser Stelle zu wissen, dass es bis heute so ist, dass die besten RennfahrerInnen hohe Summen verdienen und die schlechter platzierten um einiges weniger. Der Amerikaner Ted Ligety, ehemaliges Riesentorlauf-Ass, meinte in einem Interview 2014, dass „die Jungs auf den hinteren Rängen [...] gerade mal 20.000,- Euro im Jahr“ (Becker, 2013) verdienen würden. Marcel Hirscher hingegen, dominierender Schifahrer der 2010er Jahre, verdiente alleine durch Preisgelder, mehr als eine halbe Million Euro pro Saison (2017/2018). (Laola 1, 2018) Durch Werbung und Sponsoren erhöhte Hirscher sein Einkommen noch einmal recht deutlich. Die Schier eines Weltmeisters verkaufen sich nun einmal besser, als jene der SportlerInnen, die weiter hinten im Endklassement zu finden sind. Ein Satz, der aktueller nicht sein könnte und so ähnlich von der Süddeutschen Zeitung bereits 1972 anlässlich des Falls Karl Schranz geschrieben wurde. (Kneissl, 1986, S. 125) Die Parallelen von heute zu früher sind unverkennbar. Auch in der Zeit, als die SchifahrerInnen offiziell noch Amateure waren, kam es zu großen Unterschieden hinsichtlich der Verdienstmöglichkeiten zwischen Top-AthletInnen und jenen, die weiter hinten gereiht waren. Wie in weiterer Folge zu sehen sein wird, war es nicht unüblich, dass einige hohe Summen einstreiften und andere deutlich weniger.

Das vorerst wichtigste Konstrukt, welches uns im Zuge dieser Arbeit auch immer wieder unterkommen wird, war die Zusammenarbeit zwischen Schifabrikanten und SchifahrerInnen. Zwischen diesen beiden Lagern entstand im Laufe der 1950er Jahre eine Symbiose, die auch heute noch eingegangen wird und von der beide Parteien profitieren sollten.

10.1 Symbiose zwischen Fabrikanten und SchifahrerInnen

Die Schifabrikanten und später dann die ganze Schiindustrie hatten einen wesentlichen Einfluss auf die Erosion des Amateurwesens im österreichischen Schisport. Die Zusammenarbeit mit den RennläuferInnen funktionierte immer nach einem ähnlichen Schema. Wollte ein Schifabrikant einen Rennläufer/eine Rennläuferin für seine Marke gewinnen, wurde ihm/ihr angeboten in der jeweiligen Fabrik zu arbeiten. Im Gegenzug erhielten sie oft deutlich höhere Gehälter als andere ArbeiterInnen in der Fabrik. Im Winter bekamen sie frei, um sich auf das Schifahren zu konzentrieren und im Sommer leisteten sie ihren Dienst.

Wie in den Kapiteln 8.3 „Die Entwicklung der Schiindustrie“ und 8.1 „Österreichs Wirtschaftsentwicklung von 1945 bis 1980“ nachzulesen ist, war Österreichs Wirtschaft und in weiterer Folge Österreichs Schiindustrie nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs schwach. Die Erholung, ebenso der Aufbau, ging aber relativ rasch vonstatten, sodass auch schon bald erste Kontakte zwischen Fabrikanten¹¹ und FahrerInnen geknüpft wurden. Die Zusammenarbeit begann.

10.1.1 Der Beginn: Winterspiele 1948 in St. Moritz und WM 1950 in Aspen

Bei den Winterspielen 1948 wurde Deutschland, genauso wie Japan in Folge des Zweiten Weltkrieges von den Spielen ausgeschlossen. AthletInnen aus der Republik Österreich brauchten eine individuelle Einreisegenehmigungen, um an den Spielen teilnehmen zu dürfen.

Während sich die Schiindustrie erst entwickelte, verstanden es sowohl Anton Kästle, als auch Franz Kneissl bereits Top-AthletInnen für ihre Schimarken zu gewinnen. Da es weder langfristige Bindungen mit Schi-Firmen und Ausrüstern, noch Sponsoren mit gut dotierten Werbeverträgen gab (Strasser, 2006, S. 262), wurden den FahrerInnen zu jener Zeit die Schier einfach zur Verfügung gestellt. Diese Geste wurde von RennfahrerInnen wie Trude Jochum-Beiser, Goldmedaillengewinnerin bei den Olympischen Winterspielen 1948 und 1952 (Strasser, 2006, S. 270), dankend angenommen, da sie bis dato nur mit Schiern gefahren war, die sie „da oder dort zur Verfügung [gestellt] bekam.“ (Strasser, 2006, S. 262f.) Auch Engele Haider, Olympiahoffnung in diversen Disziplinen, wurde von Kneissl überredet, mit seinen Schiern bei den Spielen teilzunehmen. Das Kredo war, dass mit den zur Verfügung gestellten Schiern bestmögliche Resultate eingefahren würden und somit eine optimale Werbewirkung für die Schimarke erzielt werden konnte. Kneissl wollte mit Haiders Zusammenarbeit seinen Schimodellen „Splitkein“ und „Junior“ zum Durchbruch verhelfen und obwohl dieser bereits kurz nach dem Start bei einem Tor vorbeifuhr und nur Plätze jenseits der Top 10 verbuchen konnte, war der Grundstein für eine Zusammenarbeit von Fabrikanten und FahrerInnen gelegt. (Kneissl, 1986, S. 23)

„Wir waren damals noch echte Amateure“ (Scheuch, 1973, S. 16) meinte Dagmar Rom, Weltmeisterin 1950 und Olympiazweite 1952, in Bezug darauf, dass sie und ihre KollegInnen zu jener Zeit noch kein Geld verdient haben. Auch Jochum-Beiser bestätigte in einem Interview, dass es damals noch kein Geld fürs Rennfahren gegeben hatte. Die

¹¹ Da die Schifabrikanten allesamt männlich waren wird hier ausschließlich die männliche Form verwendet.

Teilnahme an Wettkämpfen und Weltmeisterschaften, aber auch an Olympischen Spielen war eher eine Ehrensache für die AthletInnen gewesen. (ORF, 2002) Ein Ende des Amateurwesens war noch nicht in Sicht, die Richtung, in die sich der Schisport entwickeln sollte, noch nicht absehbar.

Auch zwei Jahre später, bei den Weltmeisterschaften im amerikanischen Aspen, war die Veranstaltung noch sehr amateurhaft, wie eine Anekdote von Egon Schöpf, Bronzemedallengewinner bei ebendiesem Event, zeigt. Auf die damaligen Verhältnisse angesprochen, berichtete er von 16m² großen Zimmern, in denen acht AthletInnen untergebracht waren und wo es aufgrund der fehlenden Kästen immer wieder vorkam, dass eigenes Material abhandenkam. Als Schlafmöglichkeit dienten den FahrerInnen Stockbetten, die die Amerikaner direkt vom Konzentrationslager Dachau über den Atlantik in ihre Heimat brachten, erkennbar am eingebrannten Hakenkreuz und dem Schriftzug „Dachau“ darunter. (Kneissl, 1986, S. 30) Umstände, die heute unvorstellbar wären und die Vermutung bestätigen, dass der österreichische genau wie der internationale Schisport, noch meilenweit entfernt war von jeglicher Professionalisierung.

Die österreichischen Schifabrikanten dürften mit den Ergebnissen nach den Winterspielen 1948 zufrieden gewesen sein und Lunte gerochen haben. Denn auch in Aspen war der Großteil der AthletInnen auf Kästle- und Kneissl Schiern unterwegs. (ÖSV, 2005, S. 77) Die Rennen selbst konnte Franz Kneissl jedoch nicht live mitverfolgen. Obwohl er mit seiner Fabrik 1949 eigenen Angaben zufolge bereits 10.000 Paar Schier herstellte, blieb ihm nichts anderes übrig, als die Schi WM über das Radio mit zu verfolgen. Fernsehübertragung gab es noch keine und für eine Reise in die USA fehlte es dem Unternehmer vor allem an einem: Geld. Demjenigen, der in den nächsten Jahrzehnten Millionen mit dem Verkauf seiner Schier verdienen sollte, war 1950 der finanzielle Aufwand zu groß, um die Weltmeisterschaft in den USA vor Ort zu erleben. (Kneissl, 1986, S. 30) Infolgedessen und der Erzählungen von Rom und Jochum-Beiser kann es durchaus als bewiesen angesehen werden, dass RennfahrerInnen zu jener Zeit noch kein Geld erhielten – schon gar nicht von Fabrikanten, denn diese hatten schlicht und einfach selbst zu wenig.

Jedoch können die Winterspiele 1948 und die WM 1950 als Beginn einer Entwicklung angesehen werden, deren Konsequenzen zu dieser Zeit für niemanden absehbar waren. Weder für die Industrie oder die SchifahrerInnen, noch für den Bund, bezüglich Einnahmen aus dem Wintertourismus. Österreich gewann 1950 überlegen die

Nationenwertung und da die FahrerInnen mit heimischen Schimarken unterwegs waren, war der Werbewert für die Firmen mit Sicherheit nicht unbedeutend. Der ÖSV (2005, S. 77) sieht durch die Rennerfolge der ÖsterreicherInnen einen Grund weshalb die Schifirmen aus Österreich in den nächsten Jahren beachtliche internationale Anerkennung erfuhren und einen kometenhaften Aufstieg hinlegten. Der Aufstieg der sich selbstverständlich auch auf den Umsatz der Firmen niederschlug, war in weiterer Folge auch für die RennfahrerInnen von Vorteil.

10.2 Berufe, Anstellungsverhältnisse und Geld

Bereits bekannt ist, dass FahrerInnen Anfang der 1950er Jahre noch keine Verdienstmöglichkeiten im Schisport hatten. So auch die Läufer des österreichischen „Wunderteams“ der 1950er Jahren, denn sie alle übten bürgerliche Berufe aus, um Geld für ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Toni Sailer war Spengler und ab 1957 Filmschauspieler. Andreas Molterer war Zimmermann, Ernst Hinterseer war Bauer (Bergmann, 2009, S. 39) und Christian Pravda war Wagner. (Kneissl, 1986, S. 32) Vor allem Christian Pravda wird uns in weiterer Folge noch genauer beschäftigen. Wer im Sommer trainierte, um sich für die Saison im Winter vorzubereiten, galt als arbeitsfaul, denn „für das bisschen Herumrutschen im Winter“ (Bergmann, 2009, S. 39) sei bestimmt kein Training im Sommer notwendig – so die Meinung der Öffentlichkeit zu dieser Zeit. Die Amateurrichtlinien des IOC sahen es ähnlich und machten offiziell alle LäuferInnen zu Professionals, wenn sie sich mehr als zwei Wochen im Jahr auf Trainingscamps befänden. (IOC, 1958, S. 96) Freilich war die Einhaltung der Amateurrichtlinien hinsichtlich der Trainingsdauer praktisch unmöglich, weil die Funktionäre nur schwer überprüfen konnten, wer wie oft trainierte, vor allem dann, wenn man sich wie Toni Sailer im Sommer heimlich fit hielt, um für den Winter bestens gewappnet zu sein. Funktionäre der FIS und des IOC hätten dies als Annäherung an den Professionalismus gesehen und wenig Verständnis dafür gehabt. (Bergmann, 2009, S. 56) Dass ihm seine Kollegen um nichts nachstanden, beweist ein Artikel in der Zeitschrift des Österreichischen Schiverbandes (Lorenz, 1957/1958, S.4), in dem der Autor von den Athleten schwärmte, da diese nach dem Sommer mit einer „Bombenkondition“ zum ersten Training kamen, weil sie allesamt davor selbst trainierten. Wie lange und in welchem Umfang diese Trainings jeweils aussahen, wird nicht erwähnt.

Geld verdiente man also in seinem Beruf und der Schisport war mehr oder weniger eine Freizeitbeschäftigung, nicht mehr als ein Hobby – ganz im Interesse der Olympischen Statuten. Von einigen FahrerInnen ist jedoch bekannt, dass sich das in nächster Zeit ändern

sollte. Die Fabrikanten rund um Kneissl und Co. fanden bald heraus, dass man RennfahrerInnen einen Job in der eigenen Fabrik geben kann. Man konnte ganz offiziell Gehälter zahlen, die man für angemessen hielt und die SchifahrerInnen von der Arbeit freistellen, wann immer es einem passte. Im Gegenzug sollten sie dann mit den Schiern der Firma bestmögliche Resultate bei nationalen und internationalen Rennen erzielen und somit für eine gute Öffentlichkeitswahrnehmung der Marke sorgen – und das vermeintlich ganz ohne gegen die Amateurstatuten zu verstoßen. Karl Schranz, einer der erfolgreichsten österreichischen Schisportler, dem aber die Olympische Goldmedaille verwehrt bleiben sollte, gibt tiefere Einblicke in die Vorgehensweise. Als er im März 1956 in Sestriere, als 17-Jähriger einen grandiosen ersten Slalomdurchgang mit Bestzeit hinlegte, wurde er Mitglied der österreichischen Schi-Nationalmannschaft. (König & Zimmer, 2002, S. 70f.) Einer seiner Trainer empfahl ihm bei einem der Schifabrikanten eine Lehre zu machen, denn dort drehe sich alles ums Schifahren und auch Dienstfreistellungen für Training und Rennen wären kein Problem. Er wurde zunächst bei der Firma Kästle vorstellig, bei der man seine sportlichen Fähigkeiten aber nicht erkannte und ihn deswegen nicht einstellte. (Lingens, 1972, S. 45) Bei Kneissl sah man das anders. Man holte sich neben einem „willigen und interessierten Lehrbuben [...] auch gleich eines der auffälligsten Nachwuchstalente dieser Tage“ (König & Zimmer, 2002, S. 76) in die Fabrik. Schranz selbst sieht dieses Ereignis als „Beginn meiner Profikarriere – wenngleich man sich diese ein bisschen weniger hochtrabend vorstellen muss, als das in unserer heutigen Zeit klingen mag.“ (König & Zimmer, 2002, S. 76) Denn trotz seines schifahrerischen Könnens, begann er zunächst im Sägewerk zu arbeiten und sollte mit der Zeit die ganze Fabrik kennen lernen. (Lingens, 1972, S. 45) Den Vorwurf, welcher ihm nach seiner Karriere gemacht wurde, dass er zur Gänze nur scheinhalber angestellt war, wollte er nicht auf sich sitzen lassen. Er habe in den nächsten Jahren mitgeholfen den Kunststoffski der Firma Kneissl „perfekter zu machen“ (Schranz & Kuhn, 1973, S. 19). Bestimmte Eigenschaften habe er kritisiert und produktiv an Verbesserungen mitgearbeitet.

Zurück zum Beginn seiner Ausbildung, in der er in den Genuss einiger Vorteile kam. So brauchte er zum Beispiel im Winter gar nicht erst in die Fabrik kommen, denn wenn er nicht gerade Rennen fuhr, konnte man ihn am Arlberg finden, wo er trainierte. „Auf Kneissl-Ski von früh bis spät“ (König & Zimmer, 2002, S. 77) war das Motto und sowohl ihm, als auch seinem Lehrmeister Franz Kneissl, äußerst willkommen. Bezüglich der Gehaltszahlungen herrscht Uneinigkeit bei den vorhandenen Quellen. Im Profil (Lingens,

1972, S. 45) wird von einer Monatsgage von 300,- öS berichtet, während Schranz eigenen Angaben zufolge im ersten Lehrjahr anstatt der üblichen 600,- öS aufgrund seines schifahrerischen Könnens bereits 2000,- öS verdiente. (König & Zimmer, 2002, S. 76) Ob es sich bei diesen Beträgen um Brutto- oder Nettosummen handelte, bleibt unbeantwortet. Trotz des höheren Gehalts und der Vorzüge, vor allem im Winter, war die Absicht hinter der Lehre bei Kneissl eine solide berufliche Ausbildung für die Karriere nach dem Schifahren, da in diesen Jahren noch nicht bekannt war, dass sich mit dem Schisport Geld verdienen ließ. (König & Zimmer, 2002, S. 76f.) Auch Toni Sailer, dreifacher Olympiasieger 1956 in Cortina D'Ampezzo, meinte, dass er zwar vom Schisport hätte leben können, Schifahren sei zu dieser Zeit aber kein Beruf gewesen und somit war Berufsschifahrer zu werden, auch kein Ziel. (ORF, 2014)

Sailer berichtete, dass er nicht des Geldes wegen Olympiasieger werden wollte, sondern aus rein intrinsischer Motivation handelte. Da er sein Ziel erreicht hatte, überlegte er, ob er die Schier nicht an den Nagel hängen sollte. Er entschied sich jedoch fürs Weitermachen, weil er seinen Kritikern beweisen wollte, dass die drei Goldmedaillen kein Zufall waren (ORF, 2014) Prompt war er auch bei der Schi-WM 1958 in Bad Gastein sehr erfolgreich und gewann drei Gold- und eine Silbermedaille. Mit diesen in der Tasche, war ihm schlussendlich klar, dass er mit nur 22 Jahren seine Karriere beenden würde, da er alles erreichte, was es Mitte der 1950er Jahre im Schisport zu gewinnen gab. Obwohl er im Interview mit dem ORF (2014) angab, dass Geld keine Rolle spielte, gibt Bergmann (2009, S. 60) an, dass er für seine drei Goldmedaillen fürstlich entlohnt wurde. Während der österreichische Durchschnittslohn 1956 bei 1.900,- öS Brutto lag (Österreichisches Institut für Wirtschaftsforschung, 1958, S. 7), verdiente Sailer angeblich 164.000,- öS für seine Siege. Eine Auflistung, von wem er das Geld bekam, bleibt der Autor schuldig. Vermutet wird, dass er das Geld von Sponsoren oder von den Schifirmen Kneissl bzw. Kästle erhielt, denn mit denen gewann er zwei (Kästle) beziehungsweise eine (Kneissl) Goldmedaille in Cortina. (Bergmann, 2009, S. 110)

Somit haben wir auf der einen Seite Sailers Aussage in einem Interview, in dem er sagt, dass mit dem Schifahren kein Geld zu verdienen war und auf der anderen Seite die Behauptung, in seiner Biographie von Bergmann (2009, S. 60), dass Sailer mit den Goldmedaillen viel Geld verdiente. Wie viel Sailer mit dem Schisport schlussendlich wirklich lukrierte, kann aufgrund der vorliegenden Quellen nicht gesagt werden. Fakt ist

jedoch, dass Geld nicht ganz so unwichtig gewesen sein dürfte, wie manchmal behauptet wurde.

Denn auch der Trainer des ÖSV, Alfred Rößner, gab in Bezug auf Geld beziehungsweise Zahlungen an die SchiläuferInnen während der Saison 1952/53 zu Protokoll, dass seine Schützlinge komplett uninteressiert am monetären Gewinn des Schisports waren. Explizit erwähnte er, dass Christian Pravda vom Blizzard Gründer Anton Arnsteiner einen 1.000,- öS Schein zugesendet bekommen hatte, weil er Siege mit seiner Marke einfuhr. Pravda gab diesen angeblich aber postwendend wieder retour, mit der Bemerkung, dass er sich selbst aussuche, mit welchen Schiern er fahre. (Lorenz, 1952/1953, S. 6) Rößner wollte mit dieser Geschichte die Reinheit der österreichischen Schifahrer im Hinblick auf deren Amateurstatus ausdrücken und die Unwichtigkeit des Geldes für sie betonen, wobei hier die Quelle nicht außer Acht gelassen werden darf. Das Mitteilungsblatt des österreichischen Schi Verbandes war die offizielle Zeitschrift des ÖSV, was bedeutet, dass nicht davon ausgegangen werden kann, dass es sich um eine objektive Berichterstattung handelte. Der im nächsten Kapitel behandelte Fall von Christian Pravda, aber auch die hohe Summe, die Sailer laut Bergmann (2009, S. 60) bekam, geben Grund genug zur Annahme, dass Geld und Zahlungen an die AthletInnen nicht ganz so unbedeutend waren.

Aber noch einmal zurück zum Anstellungsverhältnis von Schranz bei Kneissl. Ob es sich bei dem beschriebenen Vorgehen um einen Verstoß gegen die Amateurrichtlinien des IOC handelte, ist nicht mit einem deutlichen Ja oder Nein zu beantworten. Den Vorwurf, dass er aufgrund seines schifahrerischen Könnens bei der Firma angestellt wurde, mehr Gehalt bezog als andere und weitere Vorzüge genoss, wäre den Verantwortlichen mit Sicherheit ein Dorn im Auge gewesen. Vorgehen konnte man dagegen aber nur schwer. Kneissl und Schranz konnten ganz einfach argumentieren, dass er eine normale kaufmännische Lehre machte. Dass die Freistellungen und höheren Gehaltszahlungen in direkter Verbindung mit dem Schisport zusammenhingen, musste man ihnen erst einmal nachweisen. Schranz' Vorgehen war nicht unüblich. Auch andere RennfahrerInnen wie Zeno Colo oder Stein Eriksen wurden Mitte der 1950er Jahren bei diversen Schifabrikanten angestellt und sollten im Gegenzug mit den Schiern der Firma bestmögliche Resultate erzielen. (Lorenz, 1954/1955, S. 15) Erst mit der Zeit erkannte man von Seiten des IOC das Problem und versuchte aktiver gegen diese Entwicklungen vorzugehen. Nur eines vorweg: Es gelang ihnen bis zum Ende des Amateurwesens bei den Olympischen Spielen nicht entscheidend. Ganz im Gegenteil sogar. Die Fabrikanten und in weiterer Folge auch der Bund waren

daran interessiert, die SchifahrerInnen zu schützen und bildeten Konstrukte, die es rechtlich gesehen praktisch unmöglich machten, einen Fahrer/eine FahrerIn aufgrund des Amateurregulativs auszuschließen.

Vorsicht war aber auch schon in den 1950er Jahren geboten. Denn für Christian Pravda sollte es bald Konsequenzen geben, die seine Karriere wesentlich beeinflussten, wie im folgenden Kapitel nachzulesen ist.

10.3 Der Fall Christian Pravda

Christian Pravda war ein Spitzenläufer in den 1950er Jahren. Unter anderem konnte er Medaillen bei den Olympischen Spielen 1952 in Oslo und bei den Schi Weltmeisterschaften 1954 in Aare gewinnen. (ÖSV, 2008, S. 328f) Im Oktober 1954 wurde er jedoch vom ÖSV suspendiert. Der Grund: Ein Verstoß gegen die Amateurstatuten. Aber was war genau geschehen? Ein Foto von ihm und seiner Weltmeisterschaftsstartnummer wurde von der französischen Schifirma Rossignol für Werbezwecke verwendet. (Lorenz, 1954/1955, S. 15) Zu jener Zeit sahen die Olympischen Amateurstatuten vor, dass AthletInnen sich an die Amateurbestimmungen ihrer internationalen Verbände zu halten hätten. (IOC, 1955, S. 20) Die FIS verbot den Schistars unter anderem Werbungen und Reklame, was Pravda somit seinen Status als Amateur kostete.

Die Suspendierung wurde aber natürlich weder von Pravda, noch von der Firma Rossignol einfach so hingenommen. In einem Schreiben an den ÖSV bestätigte die Schifirma, dass Pravda Geld, dies aber lediglich im Zuge seiner Beratertätigkeit erhielt, für die er bei der Firma angestellt war, und nicht als Schifahrer. Für die Reklame bezog er angeblich weder Geld, noch wusste er von dieser. (Pollak, 1955, S. 8) Lorenz (1954/1955, S. 15) zufolge bekam Pravda von der Firma ein „lächerliches monatliches Gehalt“. Jenes Gehalt war aber für die FIS ausschlaggebend für eine Sperre, da er dieses ihrer Meinung nach nicht verdiente, weil er nur wenige Tage im Jahr in der Firma anwesend war und das Gehalt nicht bekommen hätte, wenn er nicht der berühmte Schirennläufer Pravda gewesen wäre. Pravda hingegen argumentierte, dass ihm sein gelernter Beruf als Wagner beziehungsweise Schmacher und seine Rennerfahrung zweifellos befähigt hätten, „der Fabrik beratend in der Skierzeugung beizustehen.“ (Lorenz, 1954/1955, S: 15) Trotz seiner Bemühungen konnte Pravda die Verantwortlichen nicht überzeugen und seine Sperre wurde am FIS-Kongress 1955 in Montreux bestätigt, was unter anderem einen Ausschluss von den

Olympischen Spielen 1956 in Cortina nach sich zog. (Pollak, 1955b, S. 8). Kritisiert wurde von Lorenz (1954/1955, S. 15) nicht das Urteil an und für sich, denn dies sei nachvollziehbar gewesen, sondern, dass nur ein einzelner bestraft wurde, während einige andere bei ähnlichen Vergehen ungeschoren davon kamen. Welche AthletInnen gemeint waren, wurde nicht erwähnt, aber es kann wohl davon ausgegangen werden, dass eine Zusammenarbeit zwischen Schifabrikanten und FahrerInnen, wie weiter oben bei Karl Schranz beschrieben, bereits Mitte der 1950er Jahre von vielen betrieben wurde.

Vor allem hinsichtlich der Amateurregeln ist der Grund für die Suspendierung Pravdas interessant. Der Ausschluss fand statt, weil die FIS-Verantwortlichen der Meinung waren, dass sein Gehalt zu hoch war. Für die SchifahrerInnen und die jeweiligen Firmen, bei denen sie angestellt waren, bedeutete dieses Urteil, dass aller höchste Vorsicht geboten war, wollte man nicht das gleiche Schicksal erleiden, wie Christian Pravda. Dass sich aber weder die Fabrikanten, noch die FahrerInnen von diesem Urteil einschüchtern ließen, wird im weiteren Verlauf dieser Arbeit recht deutlich sichtbar.

Generell folgten in den nächsten Jahren, ganz abgesehen von der Suspendierung Pravdas, immer wieder Diskussionen um das Amateurwesen im Schisport.

10.4 Amateurdiskussionen in den 1950er Jahren

Um zu zeigen, dass die Erosion des Amateurwesens im Schisport bereits in den 1950er Jahren auch in den Medien diskutiert und thematisiert wurde, werden drei Artikel stellvertretend herangezogen.

Zunächst folgt ein Artikel, in dem die Wichtigkeit des Amateurwesens betont wird. Im Zuge des Falles Christian Pravda, der für den Autor „keineswegs ein Profi im landläufigen Sinne“ (Lorenz, 1954/1955, S. 15) sei, sondern nach wie vor seine Schier liebt, wurde vom Autor auch erklärt, weshalb die Einhaltung der Amateurstatuten für die FahrerInnen so essentiell sei. Saisonarbeit für die RennläuferInnen sei zu jener Zeit normal, sodass die SchifahrerInnen sich im Sommer ihrem Beruf und im Winter dem Schisport widmen können. Der ÖSV lege auf die Sommerarbeit auch größten Wert, denn nur so sei die Gefahr gebannt, dass junge LäuferInnen die Verbindung zu ihrem bürgerlichen Niveau verlieren. Ansonsten könnte es passieren, dass sie nach wenigen Jahren des Erfolgs völlig entwurzelt und mittellos dastehen. Für diejenigen, die im Sommer besonders hart arbeiten, um Geld für die arbeitslose Winterzeit zur Seite geschafft zu haben, sehe man keine Gefahr, denn solche lassen sich auch durch große sportliche Errungenschaften nicht aus

der Bahn bringen. Österreich sei es dem alpinen Schisport verpflichtet, dass sie alles versuchen, um zu verhindern, dass dieser ins Kommerzielle abgleitet. (Lorenz, 1954/1955b, S. 7f.) Ein deutlicheres Statement für das Amateurwesen im Schisport ist nur schwer vorstellbar.

1958 erschien in der deutschen Zeitung *Die Zeit* (Müller-Marein, 1958) der Artikel „Olympia finita?“, in dem nicht das Amateurwesen im Schisport verteidigt, sondern die hohen Trainingsumfänge der SchifahrerInnen kritisiert wurden. Der Schweizer Otto Mayer, Kanzler des IOC und selbst wohlhabender Juwelier (Engel & Jacobi, 1965b, S. 104), betrachtete die „heutige Struktur des alpinen Skisports als gravierend“ (Müller-Marein, 1958) und meinte, dass viele seiner Meinung seien, dass „alle die alpinen Skiläufer nicht mehr als Amateure Zugelassen werden dürfen, weil sie sechs und acht Monate Sport betreiben“ (Müller-Marein, 1958) pro Jahr und das deutlich über den Zulassungsbestimmungen des IOC liege. In dieser Zeit durften SportlerInnen offiziell nicht mehr als 30, und in Ausnahmefällen 60 Tage, pro Jahr trainieren. Interessant an Mayers Vorwurf ist, dass nicht kritisiert wird, dass die Alpinen RennfahrerInnen Geld von der Industrie erhalten, sondern, dass sie die maximalen Trainingstage stark überschreiten würden. Schranz gab an, dass sogar das noch eine Untertreibung war, denn unter elf Monaten Training im Jahr könne niemand Olympiasieger werden. (Lingens, 1972, S. 47)

Ein Jahr später, 1959, schrieb der ehemalige britische Rennläufer Arnold Lunn eine Aufforderung zum „Vorschlag zur vollständigen Beseitigung der Amateurvorschriften“. (Lorenz, 1959, S. 12) Ihm war aber, anders als Mayer, nicht die Trainingsdauer ein Dorn im Auge, sondern dass niemand OlympiasiegerIn werden kann, wenn er/sie nicht reiche Eltern habe oder vom Sportverband oder einem Sportartikelfabrikanten heimlich finanzielle Unterstützung erhalte. Wortwörtlich meint er, dass WettkämpferInnen „während der Wettkampfzeit von geheimen Zahlungen leben.“ (Lorenz, 1959, S. 12) Obwohl in dieser Arbeit aufgezeigt wird, dass Zahlungen von Schifabrikanten 1959 schon mehr oder weniger an der Tagesordnung waren (Schranz, Pravda und andere), behauptete Dr. Otto Lorenz, dazumal Präsident des ÖSV und Vorsitzender des FIS-Amateur-Komitees (Lorenz, 1959, S. 13) in einer Stellungnahme, dass weder Walter Schuster (3. in Cortina 56) noch Josl Rieder (1. WM 58) oder Toni Sailer „offen oder heimlich von einem [...] Sportartikelfabrikanten während der Trainings- oder Wettkampfzeit in den vergangenen Jahren unterstützt“ (Lorenz, 1959, S. 12) wurden. Weiters schreibt er, dass ihm klar sei, dass Wettkämpfer dem verlockenden Angebot der Sportartikelhersteller nicht widerstehen

können. Die Zahl derer, die in den Genuss materieller Vorteile kämen, seien aber die seltenen Ausnahmen und nicht beunruhigend. Es „soll bei einzelnen Spitzenläufern vorkommen,“ (Lorenz, 1959, S. 12) dass sie während der Winterperiode ihre gebrauchten Schier verkaufen, um damit Profit zu machen, aber dies sei noch kein Grund, um jemanden zum Profi zu stempeln. Umso strenger soll vorgegangen werden, „wenn ein Wettkämpfer seinen Namen zur Kapitalbildung während seiner aktiven Renntätigkeit auswertet.“ (Lorenz, 1959, S. 13)

Hauptausgangspunkte der Vorwürfe an den Schisport Ende der 1950er Jahre waren also, dass die SchifahrerInnen viel mehr trainierten, als erlaubt war und, dass sie Zahlungen von diversen Schifabrikanten erhielten. Die Vorwürfe waren mit Sicherheit berechtigt und aus heutiger Sicht ist die Suche nach einem reinen Amateur im Schisport Ende der 1950er und in weiterer Folge in den 1960er und 70er Jahren mit wenig Aussicht auf Erfolg verbunden. Lorenz' Aussage, dass auch die Topstars nicht von Fabrikanten unterstützt wurden, ist demnach nicht richtig. Generell kann gesagt werden, dass von allen untersuchten RennfahrerInnen immer wieder unterschiedliche Vergehen gegen die Amateurstatuten auftauchten. Wie die diversen Vergehen genau aussahen, wird im nächsten Kapitel erklärt.

10.5 Erwähnenswerte Umgehungen des Amateurparagraphen

In folgenden Unterkapiteln werden weitere Auffälligkeiten hinsichtlich der Amateurstatuten wiedergegeben. Die Zusammenarbeit zwischen Schifabrikanten und FahrerInnen ist bereits bekannt. Wie sich diese Zusammenarbeit weiter entwickelte, wird erst an einer späteren Stelle genauer angeführt. Die Umgehungen sind zwar nicht immer sofort als Bruch der Amateurregeln zu erkennen, aber bei genauerer Betrachtung handelt es sich um eben solche.

10.5.1 Schifilme

Gemäß den Amateurrichtlinien der FIS und des IOC durften die SchifahrerInnen aus ihrer sportlichen Tätigkeit keinen Gewinn ziehen. Sie durften also fürs Schifahren nicht bezahlt werden, denn ansonsten galten sie nicht mehr als Amateure, was zu einem Ausschluss von den Veranstaltungen der FIS (unter anderem Weltmeisterschaften) und IOC (Olympische Winterspiele) führen konnte. Eine Tätigkeit, die somit nicht ausgeführt werden durfte, waren aktive Rollen als SchifahrerInnen in Schifilmen. Trotz allem dürfte diese Branche eine lukrative gewesen sein, denn immerhin riskierten Österreichs SchifahrerInnen

regelmäßig, wie in weiterer Folge zu sehen sein wird, ihren Amateurstatus zu verlieren, weil sie bei Schifilmen mitwirkten.

Dagmar Rom zum Beispiel legte nach ihren beiden gewonnen Goldmedaillen in Aspen 1950 eine Pause ein und widmete sich dem Filmgeschäft. 1951 erschien der Film „Nacht am Mont Blanc“ mit ihr als „Monika“ in der Hauptrolle. Aufgrund der Tatsache, dass „sie ihren Bewunderern Bilder mit persönlicher Widmung für gutes Geld überlassen hat“, (Augstein, 1950, S. 36) wurde sie für die Saison 1950/1951 gesperrt. Wie viel sie bei den Filmen verdiente, ist zwar nicht bekannt, aufgrund ihrer Pause und Sperre kann aber davon ausgegangen werden, dass sie finanziell entschädigt wurde. Da es für die Zahlungen jedoch keine Beweise gab, fuhr sie in der Saison 1951/1952 wieder Rennen. Bevor die Olympischen Spiele 1952 in Oslo anstanden, bekam sie jedoch wieder Probleme mit ihrem Amateurstatus, da bekannt wurde, dass der Weltmeistertitel Roms zunächst als Reklame für ihren Film verwendet wurde. (David, 2016, S. 75; Pollak, 1951, S. 8). Da die Reklame dann aber überklebt wurde, kam die FIS Mitte Jänner 1952 zu dem Entschluss, dass es sich um keine Verletzung des Amateurparagraphen handelte und sie somit für die Olympischen Spiele startberechtigt war. (Pollak, 1952, S. 8)

Auch bei Toni Sailer ist bekannt, dass er bereits während seiner aktiven Karriere Filmschauspieler war. Sein erster Film („Ein Stück vom Himmel“) wurde bereits 1957 ausgestrahlt. Da aber lediglich Wasserschi- und keine Schiszenen gedreht wurden, galt er nicht als Schifilm und verstieß demnach auch nicht gegen die Amateurbestimmungen (Bergmann, 2009, S. 128; Lorenz, 1957/1958, S. 8). Sailer selbst und seinem Umfeld dürfte bewusst gewesen sein, dass er bei Filmen mit schifahrerischen Szenen mit der Aberkennung seines Amateurstatuses zu rechnen hatte, da versucht wurde die Amateurbestimmungen zu jener Zeit konsequent einzuhalten. (Lorenz, 1957/1958, S. 8) Diese Erfahrung musste nicht nur der österreichische Schirennläufer Christian Pravda (siehe Kapitel 10.3 „Der Fall Christian Pravda“) machen, sondern auch der Italiener Zeno Colò und der Norweger Stein Eriksen, denen ebenfalls aufgrund von diversen Vorfällen der Amateurstatus entzogen wurde (Lorenz, 1957/1958, S. 8). Vorbereitungen für Sailers ersten Schifilm („Der Schwarze Blitz“) liefen im geheimen bereits während der WM 1958 in Bad Gastein (Bergmann, 2009, S. 138). Nachdem Sailer eigenen Angaben zufolge gekränkt war, wie die Medien nach der gewonnenen Silbermedaille mit ihm umgegangen waren, (alle taten so „als hätte ich die Pest“ (Bergmann, 2009, S. 145) weil sie wieder drei Goldmedaillen erwarteten) beendete er vorzeitig die Saison und im Endeffekt auch seine

aktive Schirennfahrerkarriere. Dennoch startete er bei den Kandaharrennen nach der WM als Vorläufer und wurde dabei von Kameras gefilmt, womit im Streitfall nicht mit einer günstigen „Erledigung der Amateurrichtlinien“ (Lorenz, 1957/58, S. 8) zu rechnen war. Aufgrund seines Karriereendes kam es zu keiner Anklage Sainers, denn einem Fahrer, der nicht mehr aktiv war, war es herzlichst egal, ob er von der FIS oder dem IOC als Amateur gesehen wurde, oder nicht. Regisseure schlugen ihm in weiterer Folge sogar vor, unter einem Pseudonym Schifilme zu drehen, um weiterhin bei Rennen teilnehmen zu können. Sailer lehnte jedoch ab, da er der Meinung war, dass sein Bekanntheitsgrad schon zu groß gewesen war. Niemand hätte ihm geglaubt, dass das nicht er auf den Bildschirmen sein sollte. (Bergmann, 2009)

Beim ersten Schifilm Sainers mischte noch ein zweiter bekannter Österreicher mit: Karl Schranz. Jedoch achtete er strikt darauf, dass sein Name nirgends aufschien und er somit, zumindest offiziell, nicht gegen die Amateurstatuten verstieß. Das gelang ihm relativ problemlos, da er im Film „Der schwarze Blitz“ lediglich das Double von Dietmar Schönherr, Sainers größtem Widersacher, spielte und somit auf den Bildschirmen nicht zu sehen war. (König & Zimmer, 2002, S. 97) Auch einige Jahre später (1970) doubelte Karl Schranz eigenen Angaben zufolge den Schauspieler Max Meier im Film „Schussfahrt“ (König & Zimmer, 2002, S. 215). Diese zwei Erfahrungen waren aber nicht seine einzigen im Filmgeschäft. Bereits 1953, im Alter von 14 Jahren, spielte Schranz in dem letztendlich erst 1999 beendeten Film „Die Hexe vom Arlberg“ mit. Als Bezahlung bekam er neben 1.400,- öS auch ein Paar neuer Kästle Schi. (König & Zimmer, 2002, S. 213f.)

Nachdem er bei den Olympischen Spielen 1960 im amerikanischen Squaw Valley schlecht abschnitt – je ein Siebenter Platz in der Abfahrt und im Riesenslalom und eine Nicht-Beachtung im Slalom – (König & Zimmer, 2002, S. 107; ÖSV, 2008, S. 397) überlegte Schranz, ob er nicht in den USA bleiben sollte, denn „Angebote zum Geldverdienen und Verlockungen zu einem schönen Leben gab es genügend“ (König & Zimmer, 2002, S. 109). Während er überlegte, spielte er in einem Walt-Disney Film einen Mexikaner auf Schi. (König & Zimmer, 2002, S. 110)

1964 wollte der Regisseur Wilhelm Bogner Junior Schranz neben anderen ehemaligen und aktuellen Schistars wie Toni Sailer oder Jean-Claude Killy für einen Schifilm als Schauspieler engagieren. (König & Zimmer, 2002, S. 125) Er musste zwar aufgrund einer bevorstehenden USA-Reise absagen, hätte aber auch hier gegen die Amateurparagraphen verstoßen.

Diese Beispiele, allen voran die Ausführungen von Schranz, legen den Verdacht nahe, dass auch andere Schistars immer wieder bei Filmen mitgewirkt haben, ohne dass jemand deren Vergehen gegen die Amateurbestimmungen bemerkte. Über konkrete Zahlen hinsichtlich des Verdiensts für schauspielerische Tätigkeiten wurde zwar nichts berichtet, jedoch kann aufgrund der Tatsache, dass der 14-Jährige Schranz 1953 als unbekannter Jugendlicher bereits 1.400,- öS bekommen hatte, davon ausgegangen werden, dass diese nicht zu gering ausgefallen waren. Vor allem wenn man bedenkt, dass Sailer für seine Olympiasiege angeblich über 150.000,- öS bekommen haben soll, kann nur gemutmaßt werden, wie viel für die FahrerInnen bei Filmengagements drinnen war. All zu wenig dürfte es mit Sicherheit nicht gewesen sein.

10.5.2 Preise und andere Zuwendungen

Heute ist es üblich, dass SchifahrerInnen bei Siegen hohe Gagen einstreichen. Nicht so Ende der 1940er beziehungsweise Anfang der 1950er Jahre. Anstelle von Prämien gab es zu jener Zeit Sachpreise wie Schuhe, Stöcke oder Rucksäcke. (Strasser, 2006, S. 262) Dies sollte sich aber rasch ändern. In den Zulassungsbestimmungen des IOC waren Preise klar deklariert. (IOC, 1958, S. 96) TeilnehmerInnen, die Preise, die leicht in Geld umgewandelt werden können, erhielten oder bei Veranstaltungen Preise gewannen, die den Wert von 40\$ überschritten, waren nicht mehr bei Olympischen Spielen zugelassen.

Toni Sailer, Österreichs Jahrhundertssportler, erzählt in seiner Biographie, (Bergmann, 2009), dass ihm der Durchbruch an die Weltspitze als 16-Jähriger (1952) im ersten Durchgang eines Slaloms in Grenoble gelang, als er die Weltelite um 3,5 Sekunden hinter sich ließ. Im Anschluss daran wurde er von den französischen Schifirmen Rossignol und Dynamic mit jeweils zwölf Paar Schiern beschenkt. (Bergmann, 2009, S. 72) Bei anderen Rennen in diesem Jahr gewann er unter anderem einen Kühlschrank. Ein Luxus, den sich damals nur rund 2% der österreichischen Haushalte leisten konnte. (Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung, o.J.) Sowohl die erhaltenen Schi, als auch der Kühlschrank, waren Preise, die einerseits verkauft und somit in Geld umgewandelt werden konnten, und andererseits den Wert von 40\$ deutlich überschritten.

Weiters spricht Sailer von Gagen in Höhe von 1.200,- öS, was in etwa dem Zehnfachen seines damaligen Spenglerlehrlingsgehalts entsprach (124,- öS pro Monat). (Bergmann, 2009, S. 72) Ob diese Zahlungen vom Veranstalter der Rennen oder von Schifabrikanten bezahlt wurden, ist nicht bekannt. Vom ÖSV dürften sie auf alle Fälle nicht gekommen

sein, denn von diesem erhielt er 1956, um von Tirol zur Angelobung der österreichischen Olympiamannschaft nach Wien zu fahren, lediglich zwei Franken für die Reiseverpflegung. (Bergmann, 2009, S. 86)

Aber Kühlschränke und Gagen waren nur der Anfang was Preise und Zuwendungen anging. Nachdem Trude Jochum-Beiser 1952 eine zweite Goldmedaille bei den Olympischen Spielen in Oslo gewinnen konnte, bekam sie von ihrer Heimatgemeinde Lech/Arlberg ein Grundstück zur Verfügung gestellt, auf dem sie einen Kiosk und später ein Sportgeschäft errichtete. (Strasser, 2006, S. 268) Grundstücke zum eigenen Hausbau beziehungsweise für den Bau eines Sportgeschäfts oder ähnlichem dürften üblich gewesen sein. Christl Haas, mehrfache Medaillengewinnerin bei diversen Großereignissen in den 1960er Jahren, (ÖSV, 2008, 130) stellte nach ihrer Olympischen Goldmedaille 1964 in Innsbruck den Anspruch auf ein Grundstück in ihrer Heimatgemeinde Kitzbühel, „so wie es auch Christls männlichen Vorgängern zugestanden wurde“. (Strasser, 2006, S. 242) Da Kitzbühel ihrem Wunsch nicht nachkam, sprang St. Johann ein und stellte ihr ein Stück Bauland kostenlos zur Verfügung, auf dem ihr Vater in Rekordzeit ein Sportgeschäft mit dem Namen „Christl Haas“, das noch im Dezember 1964 eröffnet wurde, errichtete. (Strasser, 2006, S. 242) Auch Erik Schinegger, der 1966 als Erika Schinegger Weltmeisterin in Portillo (Chile) wurde, bekam nach ihrer Rückkehr ebenfalls ein Grundstück von ihrer Heimatgemeinde in Kärnten zur Verfügung gestellt. (Mayer, 2005) Etwas später, bereits im Jahr 1975 bekam Annemarie Moser-Pröll ebenfalls von ihrer Heimatgemeinde Kleinarl ein 1.000m² großes Grundstück geschenkt, weil sie Weltcupsiegerin wurde. (Lingens, 1973, S. 49) Offiziell hat man ihr das Grundstück zu „besonders günstigen Bedingungen verkauft“, (Lingens, 1973, S. 51) denn diese Formulierung verstieß nicht gegen die Amateurstatuten des IOC. Die Gemeinde musste dieses Grundstück erst selbst um 200.000,- öS kaufen, was bei einem jährlichen Budget von einer Mio. öS eine große Summe war.

All diese Personen haben gemeinsam, dass ihnen ein Grundstück von ihrer Heimatgemeinde, beziehungsweise im Fall von Christl Haas, von der Nachbargemeinde geschenkt wurde. Ein Grund für die Schenkung wird nicht explizit erwähnt. Eine Erklärung könnte sein, dass sich die Gemeinden durch die internationalen Erfolge der SchifahrerInnen einen wirtschaftlichen Gewinn, vor allem im Hinblick auf den Wintertourismus versprachen. Nach dem Motto: Moser-Pröll kommt aus Kleinarl, also müssen die auch ein tolles Schigebiet dort haben.

Wenn jemand über kleinere Gagen und Preise noch hinwegsehen wollte, wären spätestens die erhaltenen Grundstücke Anlass dafür gewesen, nicht mehr von AmateursportlerInnen zu sprechen, da diese Zuwendungen nicht mit den Idealen des IOC übereinstimmten. Wie am Beispiel Moser-Pröll zu sehen ist, fand man auch hier, zumindest offiziell, eine Gelegenheit, die Amateurregeln zu umgehen, indem man einfach behauptete, dass sie sich das Grundstück selbst kaufte.

10.5.3 Werbung mit Schistars

1968 gab es vor den Olympischen Spielen im französischen Grenoble Diskussionen zwischen der FIS und dem IOC. Ausschlaggebend dafür war, dass die Markennamen der

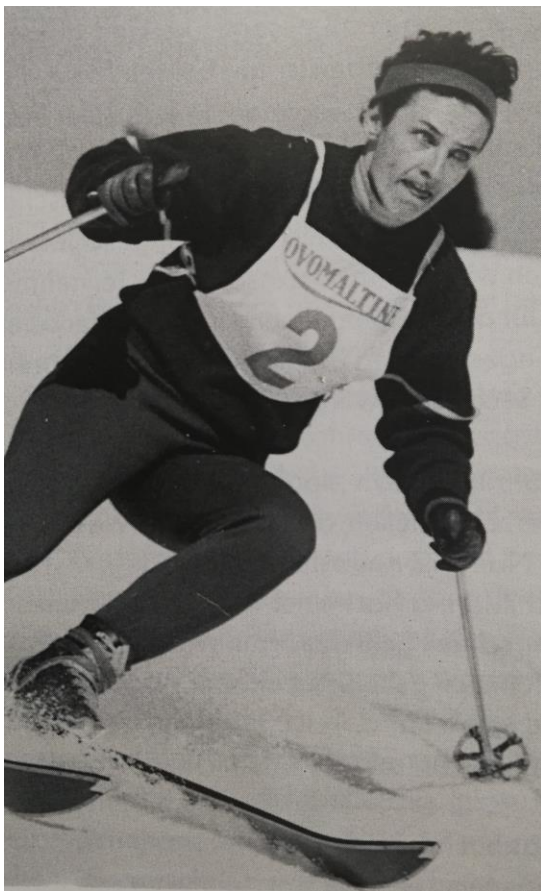


Abb. 2: Trude Klecker bei der WM 1954 (Kneissl, 1986, S. 36)

Schifirmen auf den Schiern, die RennfahrerInnen sofort nach dem Ziel in die Kameras hielten, für Reklame der Schimarke sorgten. Brundage wollte, dass die Marken durch übermalen unkenntlich gemacht werden. Da dies laut FIS Präsident Marc Hodler nicht möglich wäre, einigte man sich darauf, dass die Schier der Läufer „möglichst im Hintergrund oder gar nicht in die Kameras gehalten“ würden. (Zimmer & König, 2002, S. 139f.)

Im Schiwinter 1971/1972 drohte der IOC-Präsident Avery Brundage allen SchifahrerInnen, die bei Weltcuprennen mit Werbung auf ihrer Startnummer unterwegs waren, mit der Disqualifikation von den olympischen Spielen 1972 in Sapporo. (vgl. König & Zimmer, 2002)



Abb. 3: Franz Klammer im Jahr 1973 bei seinem Triumph in Schladming (Kornfeld, 2003, zwischen den Seiten 66 und 67)

In den 1950er Jahren war dies noch anders. So ist auf der Startnummer von Gertrude Klecker bei der Weltmeisterschaft 1954, bei der sie Gold im Slalom gewann, (ÖSV, 2008, S. 195) der Schriftzug „Ovomaltine“ zu sehen. (siehe Abb. 2) Mehr als zwei Jahrzehnte später, nach dem Ausschluss Karl Schranz‘ von den Olympischen Spielen 1972 von Sapporo, hielt man sich bei österreichischen Weltcuprennen im Gegensatz zu früher an die Anordnung, keine Werbung auf den Startnummern zu zeigen, wie bei Abbildung 3 von Franz Klammer beim FIS Weltcup im österreichischen Schladming zu sehen ist.

Auch nachdem er für einen seiner vier Siege in Kitzbühel gefeiert wurde, (siehe Abbildung 4) ist klar zu erkennen, dass Klammer und seine beiden Kontrahenten keine Werbung auf der Startnummer hatten. Dem ÖSV war wohl bewusst, dass die Abschaffung der Olympischen Winterspiele im Raum stand, beziehungsweise der Alpine Schisport von den Winterspielen ausgeschlossen werden sollte (siehe Kapitel 7. „Avery Brundage“), weswegen man sich wohl im Hinblick auf die Winterspiele 1976 in Innsbruck regelkonform verhalten wollte.



Abb. 4: Klammer bei einem seiner Siege in Kitzbühel (Kornfeld, 2003, zwischen den Seiten 66 und 67)

Neben der Reklame auf den Startnummern sind auch noch die Werbungen der Schifirmen erwähnenswert. Ihre Schistars durften nicht für Werbungen herhalten, da dies klar einen Verstoß gegen die Amateurstatuten bedeutete und der Fahrer/die FahrerIn mit einer Sperre oder einem Ausschluss rechnen musste, wie auch der Fall Christian Pravda bereits Mitte der 1950er Jahre zeigte. Sich dessen bewusst, achteten die diversen Schifirmen darauf, lediglich mit den gewonnenen Medaillen oder anderen Siegen der RennläuferInnen Werbung (siehe Abbildung 5 und Abbildung 6) zu machen. Die Namen oder Fotos der SiegerInnen wurden dabei nicht verwendet, um den Amateurstatus nicht zu gefährden. Trotzdem war ihnen bewusst, dass sich die Schi eines Weltmeisters/einer Weltmeisterin oder eines Olympiasiegers/einer

Olympiasiegerin nun einmal besser verkauften, als andere. Auch ein Sprecher der österreichischen Bundeswirtschaftskammer von 1962 meinte dazu, dass „die Erfolge unserer Schifahrer [...] stets ihren Niederschlag in der Außenhandelsbilanz“ (Engel & Jacobi, 1962, S. 68) finden. Und da laut Kästle der „amerikanische Käufer auf Rennerfolge“ (Engel & Jacobi, 1962, S. 68) wie ein Seismograph reagiere und er/sie nur die Sieges-Marke kaufen will, denn „alles andere interessiert ihn nicht“, (Engel & Jacobi, 1962, S. 68) waren die Schifabrikanten um Kästle und Co. trotz des Werbeverbotes der Schistars daran interessiert, die gute Werbewirksamkeit derer auszunutzen, die ganz oben auf dem Siegereppchen Platz nehmen durften. Deswegen wurde darauf geachtet, dass die Schistars bei den SiegerInnenfotos oder sonstigen Porträts in den diversen Zeitschriften die Schier und die darauf zu sehende Schimarke optimal vor der Kamera positionierten, sodass alle sehen konnten, mit welcher Marke der Triumph eingefahren wurde. (siehe Abbildung 7, 8 und 9)

Wie im Fall von Franz Klammer (siehe Abbildung 3 und Abbildung 4) unschwer zu erkennen ist, hält er bei seinen Siegen in den Abfahrten von Schladming und Kitzbühel

seine Fischer Schier triumphierend in die Höhe. Solche Fotos wurden anschließend in den Zeitungen gedruckt und von den LeserInnen gesehen. Um offizielle Werbung handelte es sich aber nicht, weswegen auch nur schwer dagegen vorgegangen werden konnte. Aber wie weiter oben zu sehen war, hat dieses Vorgehen vor allem Avery Brundage kritisiert – lieber hätte er solche Gesten komplett verhindert, was ihm jedoch, wie an den Fotos zu sehen ist, nicht gelang.

In Abbildung 5 sieht man zum Vergleich eine Kneissl Werbung aus dem Jahre 1956 im Mitteilungsblatt des ÖSV. Name oder Foto von Schistars waren nicht erlaubt, weswegen mit den Erfolgen der Schimarke geworben wurde und obwohl bei Arnsteiners Blizzard 1956 (siehe Abbildung 6) vermutlich noch keine Medaillen bei Weltmeisterschaften oder Olympischen Spielen errungen werden konnten, wurde mit anderen eingefahrenen Erfolgen geworben. Bei Siegerfotos oder Porträts von Schistars wurde hingegen darauf geachtet, dass die Schier gut im Bild waren und für bestmögliche Reklame sorgten (siehe Abbildung 7, 8 und 9).

V. D. B.

An die Bundesanstalt für Leibeserziehung
wie a 71
Gensengasse 5

7. Dez. 1955

Insbruck, 8. Jahrgang 1955/57, Folge 1

Siegeszug der Kneissl Ski
KNEISSL ski continues its victory march

Aspen	1	2	3	4	5
Oslo	1	2	3	4	5
Are	1	2	3	4	5
Cortina	1	2	3	4	5
ST. ANTON	1	2	3	4	5
CHAMONIX	1	2	3	4	5
SARAJEVO	1	2	3	4	5
MÖREN	1	2	3	4	5
DESTRIERE	1	2	3	4	5

KANDAHAR SIEGER
WELTMEISTER
OLYMPIASIEGER

SKIFABRIK FRANZ KNEISSL KUFSTEIN-TYROL-AUSTRIA

KNEISSL

Von Ihnen erprobt - von uns erzeugt!

Worte und Bilder können ihn nicht wirklich beschreiben. Aber gehen Sie zu einem guten Skihändler, bitten Sie ihn, Ihnen den allerschönsten Ski in seinem Lager zu zeigen — prüfen Sie den Ski, bedenken Sie dabei seine Handwerksarbeit, vergleichen Sie sein Aussehen und seinen Preis, und Ihr nächste Ski wird ein **KNEISSL** sein

Abb. 5: Kneissl Werbung im Jahr 1956. (Lorenz, 1956/1957, S. 12)



**Österr.
Meister
1956**

Die Landesmeister von Tirol, Salzburg,
Oberösterreich und Wien sowie
eine Reihe größter internationaler Erfolge.

Darum auch SIE einen SKI von der

**SALZBURGER SKIFABRIK
T. Arnsteiner · Mittersill**

Erhältlich in den Sportgeschäften!

Abb. 6: Blizzard Werbung im Jahr 1956. (Lorenz, 1956/1957b, S. 15)



Abb. 7: Sailer, Molterer und Kneissl bei den Spielen 1956 in Cortina, erkennbar am Emblem über der Startnummer. (Kneissl, 1986, S. 41)



Abb. 8: Österreichs Damenteam mit dem Schifabrikanten Franz Kneissl (Kneissl, 1986, S. 41)



Abb. 9: Franz Kneissl mit den Medaillengewinnerinnen Trude Klecker (links) und Thea Hochleitner (rechts). (Kneissl, 1986, S. 36)

10.5.4 SchilehrerInnen und TrainerInnen

In der Olympischen Charta von 1958 (IOC, 1958) ist geregelt, dass diejenigen, die für das Training oder Coaching anderer für organisierte Sportwettkämpfe bezahlt wurden, bei Olympischen Spielen nicht teilnahmeberechtigt sind. Beim Kongress in Varna 1973 wurde ebenfalls beschlossen und eingeführt, dass LehrerInnen und TrainerInnen die AnfängerInnen unterrichten, nicht mit dem Amateurstatus in Konflikt geraten und demnach noch als Amateure anzusehen sind. (IOC, 1974, S. 14)

Jedoch hat dieser Umstand Läufer wie Schranz oder Sailer nicht davon abgehalten, selbst einmal eine Trainertätigkeit anzunehmen. 1952 engagierte der Tiroler Schiverband Sailer im Alter von 16 Jahren als Trainer für die Junioren. (Bergmann, 2009, S. 64) Da in den Statuten des IOC lediglich vermerkt war, dass keine bezahlte Trainertätigkeit übernommen werden durfte, von Zahlungen an Sailer aber keine Rede war, ist hier genaugenommen auch kein Verstoß gegen die Amateurstatuten zu verzeichnen. Auf der anderen Seite wird aber vermutet, dass Sailer nicht ohne Vergütung als Trainer gearbeitet hat. Das hätte dann wiederum einen Bruch der Olympischen Zulassungsbestimmungen bedeutet und wäre streng genommen mit einem Ausschluss respektive mit einer Strafe einhergegangen.

Auch Schranz nahm 1958 während der Heim-WM in Bad Gastein eine Trainerrolle an, nachdem er als damals 19-Jähriger nicht für Österreichs Kader nominiert wurde. Das US-Damenteam engagierte ihn für die Zeit während der WM als Co-Trainer und zahlte ihm eine Tagesgage von 1.000,- öS. Insgesamt verließ Schranz Bad Gastein mit 20.000,- öS in

seinen Taschen, da er von Mr. Starr, einem Multi-Millionär aus den USA, dem er auch sein Engagement verdankte, zusätzlich weitere 5.000,- öS in die Hand bekam. (König & Zimmer, 2002) Diese Summe „war [für Schranz] schon der Wahnsinn!“, (König & Zimmer, 2002, S. 96) verdiente doch sein Vater mit Kinderbeihilfe lediglich 2.500,- öS pro Monat. (König & Zimmer, 2002, S. 94) Dieser Fall ist, verglichen mit dem Fall von Sailer, eindeutig. Eine bezahlte Rolle als Trainer für ein Olympiateam ist eine klare Verfehlung der Zulassungsbedingungen des IOC in dieser Zeit. Hätten Brundage und Co. davon Kenntnis genommen, wäre er wohl von weiteren Teilnahmen bei den Spielen ausgeschlossen worden.

Einige Jahre später (nach der Saison 1966/67) plagten Schranz „immer lauter und lächerlicher werdende Diskussionen“ (König & Zimmer, 2002, S. 135) um seinen Amateurstatus. Er kündigte an, im Sommer Trainer in einer Rennläuferschule in Colorado zu sein, was bei Brundage für wenig Begeisterung sorgte, der davon überzeugt war, dass Schranz für seine Tätigkeit entlohnt würde. (König & Zimmer, 2002, S. 135) Die Aufregung wäre nicht notwendig gewesen, wenn Schranz Anfänger instruiert hätte, denn das wäre erlaubt gewesen. Als bezahlter Trainer in einer Rennläuferschule tätig zu sein, war hingegen gemäß den Zulassungsbestimmungen nicht erlaubt und hätte einen Ausschluss nach sich gezogen. (IOC, 1958, S. 96) Um dem zu entgehen, gab Schranz fälschlicherweise an, dass die Reisekosten von seinen Freunden Pepi Gramshammer und Anderl Molterer, die mittlerweile in den USA lebten, bezahlt würden. Somit hatte das Ganze den Charakter einer Einladung und nicht eines bezahlten Jobs.

Nachdem nun gezeigt wurde, dass von einigen AthletInnen oft auf unterschiedliche Weise gegen die Amateurregeln verstoßen wurde, wird nun wieder der Fokus auf die Schifabrikanten und die Schiindustrie gerichtet.

10.6 Die weitere Entwicklung des Einflusses der Schiindustrie

Wie bereits aufgezeigt wurde, kam es Ende der 1940er Jahre zunächst zu Materialschenkungen an FahrerInnen und Mitte der 1950er Jahre wurden SchifahrerInnen von den Schifirmen angestellt, um sich einem großen Teil der Zeit dem Schifahren widmen zu können. Die Zusammenarbeit der Schifabrikanten mit den LäuferInnen, aber auch mit den TrainerInnen und generell dem ganzen Verband, sollte sich im Laufe der 1960er Jahre immer mehr verdichten.

So berichtete zum Beispiel die ehemalige Tageszeitung „Der Express“ 1960, (Kneissl, 1986, S. 56) dass es zu Unstimmigkeiten bezüglich der Mannschaftsaufstellung im Riesenslalom gekommen ist. Der Grund war, dass der Trainer Othmar Schneider aufgrund seines engen Kontaktes zur Firma Kästle, nicht die vier besten nach Punktwertung aufstellen (das wären die folgende Läufer gewesen: Schranz, Hinterseer, Molterer, die allesamt bei Kneissl angestellt waren und Stiegler, der bei Kästle angestellt war), sondern ein Gleichgewicht zwischen den beiden Schifabrikanten Kneissl und Kästle herstellen wollte (statt Molterer wollte Schneider Zimmermann, der ebenfalls bei Kästle angestellt war, aufstellen). (Kneissl, 1986, S. 56) Von Trainern oder Verantwortlichen ist diesbezüglich keine Stellungnahme gefunden worden, aber aufgrund der Vorwürfe und auch der Formulierung des Express‘, dass es ein offenes Geheimnis sei, dass die geschäftliche Regie der Schifabrikanten innerhalb des ÖSV zu folgenschweren Nachteilen führte, kann davon ausgegangen werden, dass nicht nur RennläuferInnen eng mit den Schifabrikanten zusammenarbeiteten, sondern auch die TrainerInnen. Auch Edith Rhomberg (früher Zimmermann), die 1964 bei den Olympischen Winterspielen die Silbermedaille gewann, bestätigte solche Entwicklungen. Bei der Schi-WM 1962 in Chamonix in Frankreich war sie selbst Ersatzfahrerin. Sie war jedoch davon überzeugt, dass die vier großen österreichischen Schiproduzenten (Kneissl, Kästle, Fischer und Atomic) ein Wörtchen bei der Aufstellung mitredeten, denn jeder wollte seine AthletInnen, bei Großereignissen am Start wissen, um Werbung für die eigene Schimarke zu machen. (Mayer, 2015) Der Umstand, dass die Schifirmen immer mehr Einfluss auf den ÖSV nahmen, unter anderem sogar auf die Startaufstellung, steht zwar nicht in direktem Zusammenhang mit der Erosion des Amateurwesens im österreichischen Schisport, zeigt aber den wachsenden Einfluss der Firmen.

10.6.1 Die Entwicklung in den 1960er Jahren

Obwohl die Schiproduzenten bereits bei den Spielen 1960 und der WM 1962 Einfluss auf die Aufstellung des ÖSV nahmen, blieb die Situation bei den LäuferInnen gleich wie zuvor. Geld war damals im Spitzensport, zumindest offiziell, noch kein Faktor. Edith Zimmermann sieht dies auch als den ganz großen Unterschied von damals zu heute. Obwohl sie erzählt, dass vieles zwar den Anstrich von einer Amateurhaftigkeit hatte, hatten sie und ihre KollegInnen „sehr wohl all unsere Möglichkeiten ausgereizt.“ (Mayer, 2015) Rhomberg, wie Zimmermann seit der Hochzeit mit Walter-Heinz Rhomberg im Nachnamen heißt, war beim Skihersteller Kästle angestellt und wurde im Winter, wie so

viele andere RennläuferInnen auch, freigestellt. Für jede Saison bekam sie fünf Paar Schi, die ihr Käste zur Verfügung stellte. Die Schischuhe bekam sie von Sport Strolz in Lech. „Wir waren schon froh, dass uns der österreichische Skiverband mit Rennanzügen und Anoraks ausrüstete und die Reisekosten übernommen hat.“ (Mayer, 2015) Denn Preisgeld oder Sponsoren so wie es sie heute gibt, gab es nicht.

Egon Zimmermann, der sowohl bei der WM in Chamonix 1962 als auch bei den Olympischen Spielen in Innsbruck 1964 Goldmedaillen gewann, war da ähnlicher Meinung. „Das große Geld war in seiner Zeit im Gegensatz zu heute auch als Olympiasieger nicht zu verdienen“. (ORF, 2001) 2001 gab er in einem Porträt vom ORF an, dass er und seine KollegInnen als AmateurInnen kein Geld annehmen durften, denn wenn man eine verhältnismäßig niedrige Summe von 3.000,- öS oder 5.000,- öS angenommen und Brundage oder ein anderer Verantwortlicher des IOC davon Kenntnis genommen hätte, wäre man gesperrt worden.

Das Aufdeckermagazin „Der Spiegel“ sah das anders und schrieb 1965, (Engel & Jacobi, S. 73) dass die Schifirmen „erfolgreiche Rennläufer zu lukrativen Gehältern“ (Engel & Jacobi, 1965, S. 73) anstellten und sie mit maßgefertigten Schiern ausstatteten und sowohl Preise stifteten, als auch Wettkämpfe und Trainingslager von Nationalmannschaften finanzierten. (Engel & Jacobi, 1965, S. 73; Zimmer & König, 2002, 152) Auch wenn Zimmermann davon spricht, dass man kein Geld annehmen durfte, stellte Schranz überrascht fest, dass „Der Spiegel“ Mitte der Sechziger Jahre so gut informiert war und bestätigte die Aussagen. Die Feststellungen des „Spiegels“ ergänzt er mit der Aussage, dass es „den Amateurstatus [...] schon lange nicht mehr [gab] – zumindest nicht in der Realität, nur noch auf dem geduldigen Papier.“ (König & Zimmer, 2002, S. 152f.)

Es kann nicht pauschal davon gesprochen werden, dass alle österreichischen SchirennläuferInnen Mitte der 1960er Jahre viel Geld mit dem Schisport verdienten. Auch Schinegger gab zwar auf der einen Seite an, aufgrund ihres Triumphs bei der WM 1966 ein Grundstück von ihrer Gemeinde bekommen zu haben, auf der anderen Seite musste sie nach ihrem Sieg in Portillo jedoch rasch wieder zurück, um am elterlichen Bauernhof zu helfen, was nicht gerade den Anschein erweckte, als hätte sie mit dem Sport viel Geld verdient. (Mayer, 2005) Auch Olga Pall, Olympiasiegerin von 1968 in Grenoble, gab einige interessante Informationen hinsichtlich des Amateurwesens bekannt. Während Sailer erwähnte, dass er mehr als zehn Jahre zuvor bereits im Sommer trainierte, um für den Winter fit zu sein, war Pall der Meinung, dass sich vor der Saison 1966/67 (der Winter

als der Schiweltcup das erste Mal ausgetragen wurde) die wenigsten die Strapazen eines Sommertrainings antaten. Außerdem sei sie oft gefragt worden, was sie denn neben dem Schisport mache. (Strasser, 2006, S. 188f) Allein diese Frage zeigt, dass man in dieser Zeit den Schisport noch nicht mit einem Ganzjahressport in Verbindung brachte, sondern eben nur mit dem Winter. Die schifreie Zeit überbrückte sie eigenen Angaben zufolge mit einer Arbeit an der Tankstelle. Sie wechselte die Reifen von KundInnen und kontrollierte deren Öl. (Strasser, 2006, S. 188) Erst als sie 1966/67 immer wieder unter die ersten zehn fuhr, kam der Chef der Firma *Atomic*, Alois Rohmoser, auf sie zu und bot ihr einen Vertrag an, der ihr ein Taschengeld von 1.000,- öS im Monat einbrachte und sie im Gegenzug dazu verpflichtete, mit den Schiern von Atomic ihre Rennen zu bestreiten. (Strasser, 2006, S. 189f.) Glaubt man dem Nachrichtenmagazin „Profil“, kassierten Olga und ihre Schwester Elisabeth Pall, ebenfalls Schirennläuferin, Ende der 1960er Jahre jeweils ca. 30.000,- öS jährlich von der Firma Atomic. Nachdem Olga 1970 abtrat, gab ihr Rohmoser zusätzlich 100.000,- öS für den neugegründeten Hausstand. Verträge mit Erfolgsprämien, Sieggeldern und Millionengehältern gab es zu jener Zeit noch nicht. (Lingens, 1977, S. 43)

Traudl Hecher hingegen, Olympiadritte 1960 und 1964, bekam angeblich hohe Zahlungen von der Firma Kästle, denn als sie 1965 auf Fischer Schi umstieg, machte Anton Kästle eine Bürgschaft für den Bau einer Berggaststätte rückgängig, (Lingens, 1972, S. 50) was dem „Profil“ nach den Verdacht nahe legte, dass der Kredit auch von Kästle bezahlt wurde.

Ein roter Faden und einheitliche Berichte sind zu dieser Zeit nicht zu finden. Während Schranz in den nächsten Jahren mit dem Schisport zugibt, viel Geld verdient zu haben, scheiden sich in den 1960er Jahren die Geister. Einige, wie Egon Zimmermann, geben an, gar nichts bekommen zu haben und andere, wie Pall oder Edith Zimmermann, dürften profitiert haben. Die Zeitschrift „Der Spiegel“, spricht hingegen von lukrativen Gehältern der FahrerInnen bei den Fabrikanten.

10.7 Ansätze der Professionalisierung im Amateursport

Ende der 1960er Jahre und Anfang der 1970er Jahre gab es dann erste Ansätze zur Professionalisierung des Schisports und das obwohl von einem Ende des Amateurwesens, vor allem bei den Olympischen Spielen zumindest offiziell, noch lange keine Rede sein kann. Zunächst wurde die Jugendarbeit forciert.

10.7.1 Jugendarbeit

Die Jugendarbeit in den 50er und 60er Jahren im österreichischen Schisport war nicht sehr professionell organisiert. Franz Klammer, geboren 1953 und zukünftiger Schistar in Österreich, berichtete, dass das Jugendtraining 1967 so aussah, dass es einen Jugendwart, zwei Trainer und eine etwa 150 Meter lange Piste gab. Diese Art von Training war ihr beschauliches Gletschertraining zu dieser Zeit. (Kornfeld, 2003, S. 22) In Klammers jungen Jahren wurde immer wieder getitelt, dass es den reinen, den echten Amateur, nicht mehr gab. Auch Schranz merkte das ungefähr zur gleichen Zeit an. Auf die Jugend traf dies jedoch nicht zu. Klammer erzählte, dass er einige Wochen vor den Kärntner Landesmeisterschaften 1969 in Schladming von Franz Hoppichler, Rennbetreuer des ÖSV, entdeckt wurde. Bei den Landesmeisterschaften auf der Gerlitzten Alpe hatte Klammers Bindung dann plötzlich einen Defekt. Servicemann war weit und breit keiner zu sehen und auch sonst war er auf sich alleine gestellt. Seine Bindung musste er mit einem Draht selbst flicken, um am Rennen teilnehmen zu können, weil für eine neue kein Geld zur Verfügung stand. (Lingens, 1976, S. 38f.)

Die Jugendarbeit im österreichischen Schisport sollte aber bald fokussierter werden. 1967, unter dem Schock des österreichischen Schidebakels bei der WM in Portillo, wurde auf Initiative des Rennbetreuers und Schiprofessors Hoppichler, Österreichs erstes Schigymnasium in Stams errichtet. Es sollte das erste seiner Art weltweit sein. Das Ziel für die SchülerInnen war die Matura. Besonders für diejenigen, die nicht mit sportlichen Höchstleistungen brillieren konnten, sollte in Stams mit der Matura die Basis für eine weitere berufliche Zukunft gelegt werden. (Lingens, 1975, S. 40f.) Das Nachrichtenmagazin „Profil“ (Lingens, 1975, S. 40f.) schreibt, dass die Notwendigkeit dieses Experiments der Realität entsprach, da Spitzensport schon längst keine Freizeitbeschäftigung mehr darstellte und ohne wissenschaftliche Methoden oder Jugendarbeit von klein auf „war kein international konkurrenzfähiger Staatsamateur mehr zu machen“. (Lingens, 1975, S. 40) Die Zielvorstellung war, unter den „günstigsten Voraussetzungen Supersportler heranzubilden“. (Lingens, 1975, S. 40) Es folgten weitere Schulen für SchifahrerInnen, wie zum Beispiel jene in Schladming oder in Saalfelden.

Die Forcierung der Jugendarbeit beziehungsweise die Gründung des Schigymnasiums war zwar kein Widerspruch zu den Amateurregeln, jedoch kann diese Entwicklung durchaus als Professionalisierungstendenz wahrgenommen werden.

10.8 Die 1970er Jahre – das Ende des Amateurwesens

Die 1970er Jahre läuteten im österreichischen Schisport in finanzieller Hinsicht eine neue Ära ein. Während davor die SportlerInnen mehr oder weniger gut mit dem Schisport verdienten, kam es 1971 mit der Etablierung des Austria Ski Pool zum Ende des Amateurwesens im herkömmlichen Sinn, da die LäuferInnen unter dem Deckmantel des Pools Zahlungen erhielten.

10.8.1 Austria Ski Pool

Die Idee kommt ursprünglich aus Frankreich und war bereits 1960 geboren worden. Da die französische Schiindustrie in einer Krise steckte, wollte Präsident Charles de Gaulle die eigene Industrie gegenüber Produzenten aus anderen Nationen stärken. Das französische Schiteam wollte jedoch nicht in eine Abhängigkeit vom Staat geraten. Was folgte war die Gründung eines Pools, in dem auf der einen Seite Firmen rund um das Schifahren und auf der anderen Seite staatliche Institutionen Beiträge in bestimmter Höhe einzahlten, die dann dem Schiverband und seinen LäuferInnen zugutekommen sollten. (Rehling, 1994, S. 72) Nachdem die Franzosen und Französinen sowohl wirtschaftliche, als auch sportliche Erfolge mit ihrem Modell verzeichneten, begannen nach und nach auch andere Länder mit einem ähnlichen Konzept zu arbeiten.

Nach dem schlechten Abschneiden des österreichischen Teams bei der Alpinen Weltmeisterschaft 1966 in Portillo wurde beschlossen, dass es eine Neuausrichtung des österreichischen Schiteams geben müsste. Die Idee eines Vereins, der sowohl die Interessen der Schiindustrie, der LäuferInnen, des Verbandes und, aufgrund des Einflusses auf den Tourismus, auch des Bundes verfolgte, war geboren. 1970/71 wollte man Österreich wieder an die Spitze des Schisports bringen und dafür dem französischen Beispiel folgen. „Führende staatliche und private Unternehmen zur intensiven Unterstützung der Skinationalmannschaft“ (ÖSV, 2005, S. 105) sollten zusammengeführt werden. Diese Idee erzeugte in allen Lagern großes Interesse. Das Ziel war „eine Verbesserung der Situation“ (ÖSV, 2005, S. 269) für alle Beteiligten in jedweder Hinsicht. Die zur Verfügung gestellten Mittel sollten vielfältig eingesetzt werden, unter anderem für die Förderung der SportlerInnen hinsichtlich ihres beruflichen Erfolges nach Beendigung ihrer aktiven Karriere. (ÖSV, 2005, S. 106)

Das Abkommen verbürgte nur Pool-Mitgliedern das Recht, die Nationalmannschaft wie Hoflieferanten auszurüsten. Dafür zahlte jede Mitglied-Firma dem Schiverband eine

bestimmte Summe. Diese Lösung wird vom Nachrichtenmagazin „Spiegel“ als sportjuristisch kaum anfechtbar gesehen. Der Hauptzweck dahinter war mit Sicherheit, die LäuferInnen weiterhin als Amateure deklarieren und einen Start bei diversen Veranstaltungen wie den Olympischen Spielen gewährleisten zu können. (Engel & Gaus, 1971)

Im September 1971 war es dann nach einigen Anfangsschwierigkeiten soweit. Der „Austria Ski Pool“ wurde gegründet. In der „Arbeiter Zeitung“ (Scheuch, 1971, S. 15) ist von einem Jahresbudget von neun bis zehn Millionen Schilling die Rede, wobei drei bis vier Millionen von den sechs Produktionsgruppen (Schihersteller, Bindungen, Schuhe, Bekleidung, Brillen und sonstige) kommen und je drei Millionen von der Republik und von der Bundeswirtschaftskammer. Gleichzeitig wird erwähnt, dass mit der Gründung des Vereins weder die Absicht verbunden war, den Schisport zu einem Staatssport zu machen, noch vonseiten der Wirtschaft, den Schisport zu einer Art Werbeagentur auszubauen.

Prinzipiell war aber genau das Gegenteil der Fall. Schranz meinte, (Lingens, 1972, S. 49) dass es hinter vorgehaltener Hand vom „Ski Pool“ zum echten Professionalismus „nur mehr ein Fingerspalt weit“ war, denn der Pool schützte die RennläuferInnen vor Amateurkonflikten, denn offiziell sind nicht die Firmen, sondern eben die Republik Österreich, die Bundeswirtschaftskammer und der ÖSV die Herren im Pool-Haus. Schranz ging in seiner Aussage sogar soweit und meinte, dass die AmateurschifahrerInnen besser dran waren, als die Profis, denn diese wären nicht so gut organisiert.

Bevor auf weitere Details wie Bezahlung, Vorgehensweise bei Verträgen beim „Austria Ski Pool“ etc. eingegangen wird, wird der Ausschluss Karl Schranz‘ bei den Olympischen Winterspielen 1972 in Sapporo genauer geschildert. Entgegen aller Vermutungen, dass der Pool die FahrerInnen von Konflikten mit den Amateurparagraphen schützen würde, kam es in Japan 1972 jedoch ganz anders.

10.8.2 Der Fall Karl Schranz

Ungefähr ein halbes Jahr vor den Olympischen Winterspielen 1972 in Sapporo wurde der „Austria Ski Pool“ ins Leben gerufen, wodurch man sich Diskussionen rund um den Amateurstatus der LäuferInnen ersparen wollte. Daraus wurde aber nichts, denn Karl Schranz wurde von den Spielen 1972 ausgeschlossen. Nicht weil er der einzige war, der gegen die Amateurstatuten des IOC verstieß, sondern weil er „the most flagrant example“ (König & Zimmer, 2002, S. 16) dessen war. Nachdem Brundage vor den Spielen eine Liste

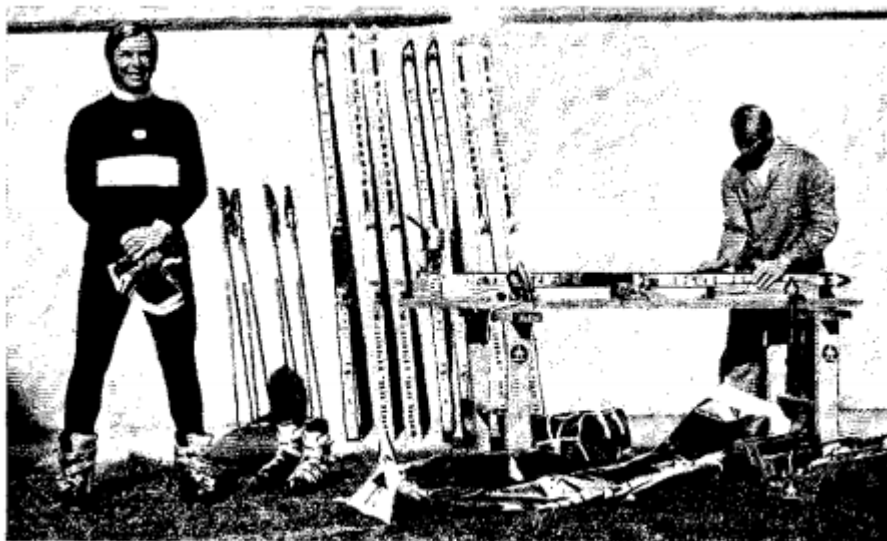
von mehr als 50 SchifahrerInnen erstellte, die er aufgrund diverser Vergehen gegen die Amateurstatuten disqualifizieren wollte, (siehe Kapitel 7. „Avery Brundage“) wurde nur



Abb. 10: Karl Schranz bei einem Benefizfußballspiel mit Werbung auf dem Dress. (Lingens, 1972, S. 43)

Schranz ausgeschlossen – alle anderen zugelassen. Weshalb? „We could not ruin the Games on which our Japanese friends had spent so much time, energy and money“ (König & Zimmer, 2002, S. 16) schrieb Brundage in einem Brief an E. G. Selzer, Hersteller des Rennanzugs von Schranz, und lieferte damit die Erklärung.

Karl Schranz war bei drei Olympischen Spielen (1960, 1964, 1968) Olympisches Gold verwehrt geblieben, wonach die Olympischen Spiele 1972 in Sapporo sein letzter Versuch waren, sich als 33-Jähriger den Wunsch einer Goldmedaille zu erfüllen. Nachdem er 1970 den



Schranz, Helfer des Pisten-Service: „Am liebsten die Winterspiele abschaffen“

Abb. 11: Schranz posiert vor Kneissl Utensilien (Engel & Gaus, 1971, S. 122)

Gesamtweltcup knapp für sich entscheiden konnte, galt er auch zwei Jahre später als Mitfavorit. Bereits während der Saison 1971/72 kam es immer wieder zu „Querschüsse[n] gegen den Amateurstatus der alpinen Rennläufer“.

(König & Zimmer, 2002, S. 174) Eine amerikanische Zeitschrift veröffentlichte Verträge diverser RennfahrerInnen und auch Schranz' Jahreseinkommen wurde geschätzt (auf

60.000,- \$). Das Österreichische Nachrichtenmagazin „Profil“ veröffentlichte ein Porträt von Karl Schranz, in dem unter anderem das Foto, welches in Abbildung 10 zu sehen ist, herausgegeben und ganz offen über Gehälter geschrieben wurde. Ein detaillierter Einblick folgt im Kapitel 10.9.1 „Gehälter der Schistars“.

Bereits im Sommer 1970 warf das IOC dem internationalen Schiverband vor, „vor den Skifabrikanten zu kapitulieren“ (König & Zimmer, 2002, S. 178) und nicht auf die Einhaltung der Amateurstatuten zu achten. Begründet wurde diese Behauptung unter anderem, weil ein Foto von Schranz auftauchte, auf dem er im Dress und den Schiern jener Firma zu sehen war, „von der er seit Jahren bezahlt werde.“ (Engel & Gaus, 1971, S. 122) Da besagtes Foto aber nicht als Werbung, sondern einfach in einer Zeitung zu sehen war, drohten Schranz zunächst keine Konsequenzen. Als im Herbst 1971 die deutsche Zeitung „Sport-Illustrierte“ den Schisport als harten Profisport hinstellte, wählten sie „den langlebigsten und erfolgreichsten Schneepiloten des letzten Jahrzehnts“ (Engel & Gaus, 1971, S. 122) Karl Schranz, wobei sie „auch einen anderen Star“ (König & Zimmer, 2002, S. 178) hätten nehmen können, um ihre Aussagen zu untermauern. Schranz war auf der einen Seite zwar geehrt, auf der anderen Seite, vor allem im Anbetracht dessen, dass die Olympischen Spiele vor der Tür standen, auch etwas geschockt.

Aber nicht nur Schranz musste mit den Gedanken leben von den Spielen ausgeschlossen zu werden. Denn nachdem Brundage zunächst damit drohte, alle Fahrer, die beim Abfahrtslauf in Kitzbühel mit Startnummern fahren, auf denen der Sponsor des Weltcups „Evian“ zu sehen war zu disqualifizieren, zog er seine Drohung zurück und erstellte eine schwarze Liste mit Namen von AthletInnen, die aufgrund diverser Beweise nicht als Amateure anzusehen waren. (siehe Kapitel 7. „Avery Brundage“) Was folgte war ein hin und her der österreichischen Rennsportfunktionäre. Zunächst wollten sie die Spiele boykottieren, sollte einer gesperrt werden, dann fügten sie sich doch wieder dem internationalen Schiverband. (König & Zimmer, 2002, S. 188) Bereits im Vorfeld kam immer wieder das Gerücht auf, dass Schranz gesperrt werden sollte. Das ÖOC sah sich aber gerüstet, da mit den beiden Sportfunktionären Gerö und Klee zwei Rechtsanwälte mit nach Sapporo flogen, „die im Ernstfall die Kastanien [...] aus dem Feuer holen können!“ (König & Zimmer, 2002, S. 190) Die Liste der 53 FahrerInnen wurde von der Zulassungskommission behandelt und es folgten weitere Gerüchte über deren Beschluss. Einmal hieß es, dass die Beweise für eine Disqualifikation nicht ausreichten und ein anderes Mal war Schranz bereits disqualifiziert.

Am Vormittag des 31.1.1972 erfuhr Schranz nach einer Trainingseinheit von Journalisten, dass er von den Olympischen Winterspielen in Sapporo ausgeschlossen wurde. Mit 28:14 Stimmen wurde seine Einladung zu den Spielen offiziell zurückgezogen. Nachdem Uneinigkeit darüber herrschte, ob das Österreichische Team seine Teilnahme zurückziehen würde oder nicht, setzte Schranz den Spekulationen ein Ende und bat die Verantwortlichen alle ÖsterreicherInnen teilnehmen zu lassen, da er nicht der Auslöser sein wollte, dass „Österreich als Skiland von diesen Spielen ausgeschlossen bleibt.“ (König & Zimmer, 2002, S. 193) Medien, Politiker und andere berühmte Persönlichkeiten meldeten sich zu Wort und der Tenor war einstimmig: Der Ausschluss war ungerechtfertigt, da Schranz kein besserer oder schlechterer Amateur als alle anderen Top-LäuferInnen war. Die Deutsche Christa Schmuck meinte dazu: „the others have also earned money consequently they should be disqualified as well.“ (Loew, 2008, S. 159) und Teibenbacher (1996, S. 258) schrieb, dass Schranz' Ausschluss im Grunde genommen zwar gerecht war, er jedoch nur die Spitze des Eisbergs repräsentierte. Von den Medien wurde viel darüber spekuliert, weswegen Schranz nun schlussendlich endgültig ausgeschlossen wurde. Ein Auslöser dürfte unter anderem das Foto in Abbildung 10 gewesen sein, da es Schranz bei einem Benefizfußballspiel mit der Werbung eines Kaffeeherstellers zeigte, was einen klaren Verstoß gegen die Zulassungsbestimmungen des IOC bedeutete, die Werbung jeglicher Art von OlympiateilnehmerInnen verboten. Aber laut der Zulassungskommission war der tatsächliche Grund dafür, dass er als nicht teilnahmeberechtigt erklärt wurde, die Art und Weise, wie Schranz seinen Namen und seine Bilder für werbliche Zwecke in den letzten Jahren nutzte. (Berlioux, 1972, S. 71)

Der Ausschluss machte Schranz zu einer Legende, sodass sich auch heute noch viele an ihn erinnern. Für einige galt er als Vorkämpfer dafür, dass AthletInnen trotz des Umstandes, dass sie Geld verdienen, an Olympischen Spielen teilnehmen dürfen, (König & Zimmer, 2002, S. 271 & S. 273) die Amateurstatuten gelockert und schlussendlich komplett aufgelöst wurden. Die deutsche Fußballikone Franz Beckenbauer (König & Zimmer, 2002, S. 279) war der Ansicht, dass er „nicht nur dem Skisport, enorm weitergeholfen hat.“ Schranz selbst meinte dazu, dass er „halt `72 das Opferlamm“ (König & Zimmer, 2002, S. 271) war. Selten wurde ein Sportler für eine Disqualifikation so gefeiert, wie Schranz. Bei seiner Rückkehr waren zehntausende Menschen am Wiener Ballhausplatz, ließen Schranz hochleben und sprachen ihm ihre Unterstützung aus. Schranz kündigte zunächst an, bei einem Ausschluss „unbekannte Tatsachen des internationalen

Renngeschehens offen zu legen“ (König & Zimmer, 2002, S. 194) ruderte, als seine Disqualifikation offiziell wurde, aber wieder zurück, denn „dies war ein voreiliger Gedanke“ und er „möchte nicht der Anlass sein, dass einem Sportkameraden Gleiches widerfährt.“(Bergmann, 2009, S. 145) Schranz‘ Zurückhaltung hatte auch den Grund, dass er Brundage nicht die Munition für sein „Lebenswerk“, die Olympischen Winterspiele abzuschaffen, liefern wollte. So habe er nach eigener Aussage durch seine Verschwiegenheit seinen Beitrag dazu geleistet, dass weder der Alpine Rennsport bei den Winterspielen, noch die Olympischen Winterspiele im Ganzen abgeschafft wurden. (König & Zimmer, 2002, S. 196) 1988 rundete der damalige IOC-Präsident Juan Antonio Samaranch den Fall Schranz mit einer Teilnehmermedaille in Gold ab. Er gab zu, dass seine Disqualifikation ungerechtfertigt war und erklärte Schranz, dass er dafür mitverantwortlich sei, dass heute die besten Sportlerinnen der Welt (unabhängig vom Amateurstatus) bei den Spielen am Start sind. Das war Schranz „Olympiasieg“.

10.9 Die Entwicklung in den 1970er Jahren

Nachdem Schranz von den Olympischen Spielen 1972 in Sapporo ausgeschlossen wurde, kam es von Seiten des ÖSV zu einer Sensibilisierung hinsichtlich des Amateurthemas.

Der Grund hierfür ist schnell gefunden: Neben der generellen Abschaffung der Olympischen Winterspiele, stand auch im Raum, ausschließlich die Alpinen Bewerbe aus dem Olympischen Programm zu nehmen. Ein Ausschluss der Alpinen Bewerbe bei den Olympischen Winterspielen 1976 wäre aber für Innsbruck ein Super-GAU, da Winterspiele ohne Alpinen Schisport, bei weitem nicht so interessant und ebenso lukrativ gewesen wären. Dazu kam noch die Angst, dass auch andere LäuferInnen wie Schranz, aufgrund der diversen Vergehen gegen die Amateurstatuten von den Olympischen Spielen ausgeschlossen werden. Wie im Kapitel 10.5.3 „Werbung mit Schistars“ angemerkt, wurde unter anderem darauf geachtet, keine Werbung mehr bei österreichischen Weltcuprennen auf den Startnummern zu platzieren.

Wer jedoch davon ausgeht, dass hinsichtlich der Zahlungen an die SchifahrerInnen Ruhe einkehrte, wird im nächsten Kapitel eines besseren belehrt.

10.9.1 Gehälter der Schistars

Eines vorweg: Wie viel die RennläuferInnen tatsächlich verdienten, ist äußerst schwer zu sagen, da sich die Zahlen in den untersuchten Quellen teilweise recht deutlich unterscheiden. Schranz selbst meinte dazu in einem Interview mit der Tageszeitung

„Kurier“ im Jahr 2012, anlässlich des 40-jährigen Jubiläums seiner Olympiadisqualifikation, dass die RennläuferInnen während seiner aktiven Karriere (Anm: 1956 bis 1972) „besser verdient [haben] als ein Maurer, aber keine Unsummen. Wenn Beträge genannt wurden, haben sich die Zeitungen gegenseitig nach oben lizitiert. Aber das hat nie der Realität entsprochen.“ (Brandstätter, 2012) Mit dieser Aussage im Hinterkopf wird zunächst einmal untersucht, wie viel die FahrerInnen in den 1970er Jahren angeblich verdienten. Es darf nicht vergessen werden, dass es zu dieser Zeit nicht erlaubt war, BerufsfahrerIn zu sein, also offiziell für den Schisport bezahlt zu werden. Höhere Zahlungen an die AthletInnen waren somit ein Verstoß gegen das Amateurregulativ. Erlaubt waren zunächst lediglich Lohnersatzzahlungen für einen maximalen Zeitraum von 30 Tagen. (Guttmann, 1984, S. 130) Erst 1973 wurde eine Lockerung der Statuten, die dann 1974 bei der IOC-Session in Wien in Kraft trat, beschlossen. (IOC, 1974)

Wie bereits im Kapitel 10.8.2 „Der Fall Karl Schranz“ erwähnt, sollen an dieser Stelle Schranz‘ angebliche Gehaltszahlungen offen gelegt werden. Anzumerken ist an diesem Punkt, dass der Artikel des Nachrichtenmagazins „Profil“ (Lingens, 1972) vor der Disqualifikation Schranz‘ in Sapporo veröffentlicht wurde. Dies ist insofern wichtig, weil es in dem Artikel so wirkt, als würde Schranz mit seinen Verdiensten prahlen. In den folgenden Jahren, wie man dann am Beispiel von Annemarie Moser-Pröll und Franz Klammer sehen wird, wurde nicht so groß aufgetragen – vermutlich aus Angst, ein ähnliches Schicksal wie Schranz zu erleiden.

Angesprochen auf sein Gehalt, gab Schranz damals an, als Schitester bei Kneissl noch immer „nicht mehr als 5.000,- öS im Monat zu verdienen.“ (Lingens, 1972, S. 48) Brutto seien es laut Kneissls Sekretär, Friedl Moser, 7.000,- öS (Lingens, 1972, S. 48). Schitester bei einer Firma zu sein, war gemäß den Amateurbedingungen nichts Unerlaubtes. Eigenen Angaben zufolge, fuhr Schranz in den letzten Jahren „drei Porsche und bis zum vergangenen Herbst einen Jaguar“ (Lingens, 1972, S. 48) und im Frühling (1972) werde er sich einen neuen Jaguar zulegen. Woher er so viel Geld habe, beantwortete er trocken damit, dass man behaupten könne, dass er viel verdiene, „aber beweisen kann es keiner“ (Lingens, 1972, S. 49). Der Blizzard Erzeuger Anton Arnsteiner schätzte das Jahreseinkommen von Schranz auf 1,5 Mio. öS bei Kneissl, Bindungsfirma Tyrolia zahlte angeblich 700.000,- öS und Schischuhfirma Henke angeblich 100.000,- Schweizer Franken im Jahr. (Lingens, 1972, S. 49) Schranz‘ Meinung zu den Zahlen kennen wir bereits. Diese seien viel zu hoch. Jedoch sei auf der anderen Seite angemerkt, dass, vor allem bezogen

auf seine Autos, damit gerechnet werden kann, dass sein Gehalt deutlich höher als das eines Maurers war, um in seiner Sprache zu bleiben.

Obwohl es gerade hinsichtlich der Autos anders sein könnte, als es auf den ersten Blick scheint. Liest man von seinen Porsches und Jaguaren, möchte man vielleicht allzu schnell darauf schließen, dass er sich diese Autos von seinem eigenen Geld kaufte und somit ein hohes Einkommen gehabt hatte, denn ansonsten wären diese Luxusartikel wohl nicht leistbar gewesen. Ein Artikel über Annemarie Moser-Pröll zeigt jedoch eine andere Perspektive auf und bringt weitere Umgehungsstrukturen der Schiindustriellen mit ihren Schistars ans Tageslicht.

Der Firmenchef von Atomic Alois Rohrmoser gab an, dass er Annemarie Moser-Pröll zu ihrem 18. Geburtstag, der kurz nach ihrem ersten Weltcupsieg war, einen BMW 2002 im Wert von 90.000,- öS kaufte. Um den Amateurstaturen zu entgehen, wurde dieser jedoch auf ihren Vater zugelassen. Auch bei anderen Automobilen ging man ähnlich vor. Laut Rohrmoser bekam sie einen Ford Capri mit 220 PS „fast geschenkt“ (Lingens, 1972, S. 46) und einen Mercedes geschenkt, der auf Rohrmoser selbst angemeldet war und somit zumindest offiziell nicht ihr gehörte. Rohrmoser war auch bei Klammer dafür bekannt, dass er LäuferInnen mit Geld und schnellen Autos lockte. (Kornfeld, 2003, S. 107)

Auch einige Jahre später, als sich Kneissl über die „Gehaltslügen der Skiamateure“ (Lingens, 1976, S. 38) aufregte, führte er als Grund seiner Vermutung, dass die österreichischen SchifahrerInnen gutes Geld verdienen dürften, an, dass im Sommertrainingslager des ÖSV 1976 allesamt luxuriöse Gefährte vor der Türe stehen hatten. Laut Kneissl „spiegelt der Lack der Privatboliden“ (Lingens, 1976, S. 38) deren Verdienste wieder.

Die Schilderungen von Alois Rohrmoser über Moser-Pröll hingegen, hegen natürlich den Verdacht, dass Autos sozusagen Sonderprämien von den Fabrikanten an die LäuferInnen gewesen sind. Mit der Idee, diese schlicht und einfach auf andere Personen als die RennläuferInnen anzumelden, konnte man die Amateurstaturen umgehen, denn offiziell gehörte einem das Auto ja gar nicht.

Schranz' Gehalt lag Schätzungen vom Blizzardchef Arnsteiner zufolge also bei mehreren Mio. öS pro Jahr. Auch Arnsteiner gab, bezogen auf Moser-Pröll, an, dass er ihr eine Mio. öS bot, um von Atomic zu Blizzard zu wechseln, was ihm aber nicht gelang. Infolgedessen war er der Meinung, dass „eine Million für eine Weltcupsiegerin [wahrscheinlich] zu

wenig“ (Lingens, 1973, S. 39) sei. Alois Rohrmoser von Atomic dementierte und meinte, dass sie Atomic deswegen nicht verlässt, weil sie hier alles vorfinden würde, was sie bräuchte. Pröll gab, angesprochen auf diese Zahlen, folgendes zu Protokoll: „Das mit dem Geld wär ja gar nicht möglich, da wir alle Amateure sind“ (Lingens, 1973, S. 46). Knapp ein Jahr nach der Disqualifikation Schranz‘ war bei ihr also definitiv das Bewusstsein vorhanden, keine provokanten Aussagen bezogen auf Vergehen gegen die Amateurregeln zu tätigen, um mögliche Konsequenzen abzuwehren. Von der Firma Atomic bezog Pröll ein Angestelltengehalt von 6.000,- öS pro Monat. Zusätzlich verdiente sie „für ihre Tätigkeit als Atomic-Litfaßsäule jährlich 150.000,- öS.“ (Lingens, 1973, S. 46) Mit der Bindungsfirma Nevada hatte sie außerdem einen „äußerst günstigen Vertrag“, den ihr Rohrmoser ausgehandelt hatte. Hinzu kamen noch Siegprämien in der Höhe von 40.000,- öS pro Rennsieg. (Lingens, 1973, S. 46)

Interessant sind diesbezüglich die Aussagen des Trainers Heinrich Messner, der meinte, bezogen auf ihr Gehalt, dass sich SpitzenläuferInnen während ihrer sportlichen Karriere eine finanzielle Grundlage für eine spätere Existenz schaffen müssten. (Lingens, 1973, S. 46) Ein Dementi, dass die LäuferInnen mehr Geld, als ausschließlich die bekannten Summen aus den Angestelltenverhältnissen von ihren Schifabrikanten und den Zahlungen vom Austria Ski Pool bekamen, sieht anders aus.

Im März 1973, als dieser Artikel veröffentlicht wurde sahen die Amateurstaturen immer noch wie folgt aus: Als Amateur gilt nur der, der weder Profi, noch Halbprofi in irgendeiner Sportart war, wer nicht mit Namen oder Bild Geld verdiente, wer nicht publizistisch tätig war, noch sonst wie aus seinem Namen Kapital schlug, wer nicht länger als dreißig Tage im Jahr und in besonderen Fällen, aber auf keinen Fall mehr als 60 Tage im Jahr trainierte. (Lingens, 1973, S. 48) Oskar Brändle, Sportwart des österreichischen Schiteams dazu: „Pröll und alle anderen SpitzenläuferInnen werden zwar von der FIS noch als Amateure anerkannt – strenggenommen können sie aber dem IOC Reglement gar nicht entsprechen“, (Lingens, 1973, S. 47f.) denn abgesehen von den erhaltenen Zahlungen, wurde die vorgeschriebene Trainingsdauer deutlich überschritten, denn um die Voraussetzungen für einen Hochleistungssportler/eine Hochleistungssportlerin mitzubringen, seien, wie bereits erwähnt, mindestens elf Monate Training und Wettkampfvorbereitung notwendig. (Lingens, 1972, 47)

1974 kam es auf der IOC-Session in Wien zu Änderungen der Amateurstaturen des IOC. Beschlossen wurde, dass Entschädigungszahlungen für entgangene Gehälter bezahlt

werden dürfen, wenn das jeweilige Nationale Olympische Komitee oder der internationale Fachverband der jeweiligen Sportart dies autorisierte. Die Zahlungen dürften den normalen Lohn, welcher ein Sportler/eine Sportlerin erhalten würde, zwar auf keinen Fall überschreiten, da aber von keiner bestimmten Summe oder wie früher von einer begrenzten Zeitdauer von maximal 30 Tagen die Rede war, war dieser Punkt recht frei interpretierbar. (IOC, 1974, S. 14) Die maximale Trainingsdauer von 60 Tagen jährlich blieb unverändert, wonach die österreichischen SchiläuferInnen aus Sicht des IOC, abgesehen von den erhaltenen Zahlungen, schon nicht als Amateure anzusehen waren. Außerdem durften die SchifahrerInnen weiterhin keine BerufsathletInnen sein, also zum Beispiel nicht direkt von einer Schifirma fürs Fahren von Schirennen bezahlt werden. Die Realität sah jedoch anders aus.

Beim „Austria Ski Pool“ gab es ein fixes Schema, welcher/welche Schiläufer/welche Schiläuferin, wie viel verdiente. Die LäuferInnen, die mindestens in einer Kategorie in der ersten Gruppe waren (zu jener Zeit bis Rang 15 in der Wertung), verdienten 170.000,- öS Fixum pro Jahr. LäuferInnen der zweiten Gruppe (bis Rang 30 in mindestens einer Kategorie) bekamen 60.000,- öS pro Jahr. Leistungszulagen waren unabhängig von der Kaderzugehörigkeit, betrugen angeblich 40.000,- öS pro Sieg, 20.000,- für einen zweiten Platz und 10.000,- für einen dritten Platz. Der ehemalige Schirennläufer David Zwilling hingegen gab an, dass ein Weltcupsieg mindestens das Doppelte, also 80.000,- öS brachte. Über nicht offizielle Zahlungen schweigen der ÖSV und die Skifabrikanten zumindest so lange, bis sich die „Firmenamateure“, wie die RennläuferInnen zu jener Zeit auch genannt wurden, ins Privatleben zurückziehen, wie wir noch sehen werden. (Lingens, 1976, S. 41)

Franz Klammer, mit 25 Siegen in der Abfahrt Rekordsieger in dieser Disziplin, gibt sowohl in seiner Biographie (Kornfeld, 2003), als auch in früheren Zeitungsartikeln einige Details über sein Gehalt zum Besten. Interessant ist zum einen Klammer's Perspektive auf den „Austria Ski Pool“. Voreilig könnte man zu dem Schluss kommen, dass der Pool allen SchiläuferInnen entgegenkam, da sie Zahlungen offiziell entgegennehmen durften und vom „Ski Pool“ gedeckt wurden. Klammer jedoch war der Meinung, dass der Pool primär den Firmen zugutekam. Als Grund gab er hierfür an, dass man vor der Zeit, als der „Austria Ski Pool“ gegründet wurde, Verträge mit den Firmen über zwei Jahre ausmachte. Somit konnte man nach zwei Jahren bereits wieder um neue Verträge feilschen und verhandeln. Seitdem man über den Pool mit den Firmen verhandeln musste, war man jedoch auf vier Jahre gebunden. Vor allem junge LäuferInnen, die bereits während des

Beginns eines Kontrakts große Erfolge einfahren konnten, wie das zum Beispiel bei Klammer der Fall war, konnten dann erst vier Jahre später besser dotierte Verträge von anderen Firmen annehmen. (Kornfeld, 2003, S. 64) Weiters missfiel Klammer, dass sein Gehalt aufgrund des „Austria Ski Pool“ viel geringer ausfiel, als jenes von SpitzenläuferInnen zu früherer Zeit. In seinem erfolgreichsten Weltcupwinter 1974/75 verdiente er eigenen Aussagen zufolge nicht mehr als 200.000,- öS. Er wolle sich nicht beschweren, weil es viel Geld war, aber verglichen mit den kolportierten Summen, die Schranz verdiente, war es wenig, meinte er. Außerdem führt er an, dass seine Konkurrenten, wie Gustav Thöni (Italiener) und Bernhard Russi (Schweizer), mehr als eine halbe Mio. öS als Lohnersatzzahlungen erhielten. (Kornfeld, 2009, S. 64f.)

Später sollte aber auch Klammer mehr verdienen und das obwohl er, gemessen an den Rennsiegen pro Saison, nicht mehr an die Leistungen von der Saison 1974/75 herankommen sollte. 1976 antwortete er, angesprochen darauf, wie viel Geld er als Verdienstauffallsentschädigung vom „Austria Ski Pool“ erhalten würde, dass das Geld gerade ausreiche, um zu überleben. Auf konkrete Summen geht er aber nicht ein. (Lingens, 1976, S. 41) Selbst gibt er an, in der Saison 1977/1978 500.000,- öS Entschädigung für den Verdienstauffall und 100.000,- öS pro Weltcupsieg als Ausbildungsrücklage verdient zu haben. Alles in allem kam er geschätzt auf 3 Mio. öS brutto. (Kornfeld, 2003, S. 102) Nach dieser Saison trennte er sich von der Schifirma „Fischer“, was bedeutete, dass einer der begehrtesten Schiläufer zu jener Zeit wieder am Markt war. Alois Rohrmoser von „Atomic“ wurde bei ihm vorstellig und wollte Klammer mit einem Geldkoffer von 200.000,- öS in bar dazu bringen, zu „Atomic“ zu wechseln. (Kornfeld, 2003, S. 107) Wie viel er pro Jahr eingenommen hätte, wurde nicht erwähnt. Er wechselte schlussendlich von Fischer zu Kneissl. „Entgegen der vorherrschenden Meinung, war Geld nicht ausschlaggebend für meinen Transfer nach Kufstein (Anm.: Sitz der Fa. Kneissl)“ so Klammer. Im Profil (Lingens, 1978, S. 45f.) wird berichtet, dass Klammer zehn Mio. öS von Kneissl für zwei Saisons erhalten habe. Der Firmenchef bestätigte weder die Zahl, noch dementierte er sie, meinte nur, dass Klammer „den üblichen ÖSV-Vertrag und sonst gar nichts“ (Lingens, 1978, S. 46) bekommen würde. Vergleicht man diese Zahlen mit allem bisher bekannten, erscheint sie zunächst sehr hoch. Zwei Jahre später aber, als Kneissl in Konkurs ging, wechselte Klammer zur Marke „Blizzard“, bei der er einen Vertrag unterschrieb, der äußerst erfolgsbezogen war. Für jeden Rennsieg bekam er die Summe von einer Mio. öS, gleichzeitig ging er aber leer aus, wenn er den 4. Platz oder

eine schlechtere Platzierung erreichte, (Kornfeld, 2003, S. 112) was die genannte Summe von zehn Mio. öS für zwei Saisons vom Nachrichtenmagazin Profil wieder etwas relativierte.

Noch einmal zurück zu Annemarie Moser Pröll. Aufgrund einer Krankheit ihres Vaters, legte sie in der Saison 1975/76 eine Rennpause ein. (ORF, 2013) Rohrmoser (Atomic) gab an, dass er Moser-Pröll „nicht weniger als zweieinhalb Millionen Schilling“ für „ein weiteres Jahr auf seiner Skimarke“ (Lingens, 1976, S. 41) bezahlt, wenn sie keine Pause eingelegt hätte. Nachdem sich die 23-jährige Pröll 1975 ein Zwei-Millionen-Einfamilienhaus und Ende 1975 eine Diskothek mit einem Neuwert von zwölf Millionen öS angeschafft hatte, zweifelten die Bürger ihrer Heimatgemeinde Kleinarl nicht an dieser Zahl. Auch nicht verwunderlich, wenn man weiß, dass die Fa. „Atomic“, mit Moser-Pröll als Zugpferd, den Umsatz verfünffachte. (Stoiber, 2016)

Gab es in den 1960er Jahren noch unterschiedliche Meinungen hinsichtlich der Verdienstmöglichkeiten, so dürfte die Lage in den 1970er Jahren klar gewesen sein. Vor allem mit der Gründung des „Austria Ski Pools“ erhielt der Großteil der österreichischen LäuferInnen Zahlungen aufgrund ihrer schifahrerischen Tätigkeit, auch wenn diese stark erfolgsbezogen waren – aber wie bereits erwähnt ist das auch heute noch so. Glaubt man den Berichten über Klammer, Moser-Pröll oder auch Schranz, kann man davon ausgehen, dass sogar Millionenbeträge für Top-FahrerInnen in österreichischen Schilling keine Utopie waren.

10.10 Das Ende des Amateurwesens bei Olympischen Spielen

Unter der Führung des neuen IOC-Präsidenten Juan Antonio Samaranch, der das Amt von Lord Killanin übernahm, kam es 1981 in Baden-Baden zu einer kompletten Neudefinition der Zulassungsbestimmungen und in weiterer Folge auch des Amateursports bei den Olympischen Spielen. Die Trennlinie zwischen Profis und Amateuren war schon seit Jahren im Schisport und in vielen anderen Sportarten nicht mehr gegeben. In den neuen Statuten findet sich die Erklärung, wer als Amateur gilt und wer nicht, nicht wieder. BerufssathletInnen waren zwar weiterhin offiziell verboten, jedoch waren Gehaltsausfallszahlungen in Höhe und Zeitraum uneingeschränkt möglich. (IOC, 1981, S. 43f.) Obwohl SchiläuferInnen weiterhin nicht ohne Auswirkungen machen konnten, vor allem in Bezug auf Werbung und Sponsoring was sie wollten, bedeutete diese Änderung

praktisch das offizielle Ende des Amateurwesens im internationalen und somit auch österreichischen Schisport.

11. Zusammenfassung

Die Erosion des Amateurwesens im österreichischen Schisport ist somit keineswegs vergleichbar mit einer geraden Linie, bei der RennläuferInnen zur gleichen Zeit ungefähr gleich viel verdienten und ähnlich gegen die Amateurstatuten verstießen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war aufgrund der wirtschaftlichen Zustände in Österreich schlicht und einfach kein Geld da, mit dem LäuferInnen für ihre Tätigkeit hätten bezahlt werden können. Mitte der 1950er Jahre änderte sich dies. Wie beim Fall Christian Pravda zu sehen ist, wurde von Seiten der Verantwortlichen versucht, die Amateurbestimmungen einzuhalten, da ansonsten eine Sperre drohte. Dies änderte aber nichts daran, dass Schifabrikanten RennläuferInnen in ihrer Fabrik anstellten, sodass sich diese inoffiziell auf das Rennfahren und die Repräsentation der Marke konzentrieren konnten. Vor allem hinsichtlich der finanziellen Gewinne aufgrund eines Olympiasieges kommt es zu dieser Zeit zu widersprüchlichen Aussagen. Bergmann (2009, S. 60) gab an, dass Sailer viel Geld für seine drei Olympiasiege in Cortina erhielt, wohingegen Zimmermann, der 1962 bei der Schi WM in Chamonix und 1964 bei den Olympischen Spielen in Innsbruck, eine Goldmedaille einfahren konnte, angab, dass das große Geld zu dieser Zeit auch als Olympiasieger nicht zu holen war. (ORF, 2001)

In den 1960er Jahren war es dann gängige Praxis, dass Schifabrikanten „erfolgreiche Rennläufer zu lukrativen Gehältern“ (Engel & Jacobi, 1965, S. 73) anstellten, wie das Aufdeckermagazin „Der Spiegel“ berichtete. Während Schranz diese Entwicklungen bestätigte, (König & Zimmer, 2002, S. 152f.) waren andere, wie Egon Zimmermann, (ORF, 2001) anderer Meinung, was den Verdacht mit sich brachte, dass nicht alle LäuferInnen in den Genuss hoher Gehälter von „ihren“ Schifabrikanten kamen.

Spätestens mit der Gründung des „Austria Ski Pools“ 1971 war eigentlich das Ende des Amateurwesens im österreichischen Schisport erreicht, denn mit Hilfe des Pools erhielten die LäuferInnen mehr oder weniger Geld für die Ausübung ihres Sports. Es wurde zwar versucht, diese Zahlungen bestmöglich an die Amateurregeln anzupassen, sodass kein Verstoß gegen diese vorlag, wie man am Fall Karl Schranz sehen konnte, war dies gleich ein halbes Jahr nach der Gründung des Pools aber nicht gelungen.

Die Gehälter der Schistars stiegen in der Folge in den 1970er Jahren stark an, wie an den Beispielen Franz Klammer und Annemarie Moser-Pröll zu sehen war. (Lingens, 1973; Lingens, 1976; Lingens 1977) Auch wenn davon ausgegangen werden kann, dass nicht alle SchifahrerInnen so hohe Gehälter bekamen, wie die beiden, kann es durchaus als bewiesen angesehen werden, dass auch andere RennläuferInnen in den Genuss von Zahlungen aufgrund ihrer schifahrerischen Tätigkeit kamen, wie am Beispiel der Zahlungsmodalitäten des „Austria Ski Pools“ (Lingens, 1976) zu sehen ist.

Auch wenn sich der Amateur- vom Profisport prinzipiell durch Gehälter unterscheidet, so gab es den Statuten des IOC zur Folge auch andere Richtlinien, die einen Amateur ausmachen sollten. Allen voran durften zum Beispiel TeilnehmerInnen bei Olympischen Spielen offiziell nicht mehr als 30 (und in keinem Fall mehr als 60) Tage im Jahr trainieren (IOC, 1974, S. 14). Dass sich die Alpinen RennläuferInnen jemals daran gehalten haben, kann durchaus bezweifelt werden. Toni Sailer hatte bereits Anfang der 1950er Jahre sogar im Sommer trainiert, wonach selbst die 60 Tage Training im Jahr eine Utopie gewesen sein dürften. (Bergmann, 2009, S. 56) Und auch Schranz gab an, dass unter elf Monaten Training jeglicher Art im Jahr niemand Olympiasieger werden könnte. (Lingens, 1972, S. 47) Erst 1981 wurde diese Regel komplett fallen gelassen und findet sich nicht mehr in den Zulassungsbestimmungen des IOC. (IOC, 1980)

12. Kritik

Was in dieser Arbeit leider fehlt, sind persönliche Interviews mit Schifabrikanten, RennläuferInnen, TrainerInnen und Sportfunktionären zu dieser Zeit, da diese Interviewanfragen entweder ablehnten oder auf Anfragen nicht antworteten. Die Interviews könnten einen großen Teil dazu beitragen, um herauszufinden, wie viel die Schistars in den verschiedenen Jahrzehnten tatsächlich verdienten. Wie Schranz bereits 2012 sagte, „haben sich die Zeitungen gegenseitig nach oben lizitiert,“ (Brandstätter, 2012) wenn es um Gehälter ging. Eine genaue Aussage, wer, wie viel verdiente, kann aus den vorliegenden Quellen nicht mit 100 prozentiger Gewissheit bestätigt werden, da weder Dokumente noch sonst irgendwelche Verträge zwischen Schifabrikanten und LäuferInnen gefunden werden konnten.

13. Literaturverzeichnis

- Allison, L. (2001). *Amateurism in Sport. An analysis and a defence* (Bd. Sport in the global society). London, Portland: Frank Cass Publishers.
- Augstein, R. (1950). Personalien. Dagmar Rom. *Der Spiegel*, 4 (44), 36. Zugriff am 5. Dezember 2019 unter <https://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/44450746>
- Bammer, A. (2003). Aspekte von Kommerzialisierung und Vermarktung der Olympischen Spiele in historischen Perspektiven. Wien: Universität Wien. Institut für Sportwissenschaft.
- Barber, R. & Barker, J. (2001). *Die Geschichte des Turniers*. Düsseldorf: Artemis & Winkler.
- Becker, T. (2013). Interview mit Ted Ligety. „Ich muss voll ans Limit gehen“. *Focus*, 21 (6). Zugriff am 15. September 2019 unter https://www.focus.de/sport/wintersport/tid-29438/sport-ich-muss-voll-ans-limit-gehen_aid_911996.html
- Bergmann, S. (2009). Toni Sailer. Sonntagskind. Das Leben eines außergewöhnlichen Sportlers. Wien: Seifert.
- Berlioux, M. (1971). The New Rule 26. *Olympic Review* (43). 202-203.
- Berlioux, M. (1972). Summary of the 72nd Session of the International Olympic Committee. *Olympic Review* (53-54). 71.
- Bohus, J. (1986). Sportgeschichte. Gesellschaft und Sport von Mykene bis heute. München, Wien: BLV Verlag.
- Brandstätter, H. (2012). Schranz 1972 von Winterspielen ausgeschlossen. 26. Jänner 2012. *Kurier*. Zugriff am 5. September 2019 unter <https://kurier.at/sport/schranz-1972-von-winterspielen-ausgeschlossen/756.043>
- Brundage, A. (1972). *Die Herausforderung*. München: Verlag pro Sport.
- Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung (o.J.). *Kühlschränke für die Massen*. Zugriff am 5. Oktober 2019 unter <http://www.politik-lexikon.at/oesterreich1918plus/1952/>
- Butschek, F. (2012). *Österreichische Wirtschaftsgeschichte. Von der Antike bis zur Gegenwart* (2., verb. Auflage). Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag.
- Coubertin, P. (1974). *Einundzwanzig Jahre Sportkampagne. 1887 – 1908*. Düsseldorf, Kastellaun, Ratingen: Henn.
- David, F. (2016). *Finanzierung, Kommerzialisierung und Kommodifizierung des Sports in Österreich zwischen 1945 und 1955*. Wien: Universität Wien, Institut für Sportwissenschaft.
- Dudenredaktion, (o. J.). „Amateurismus“ auf Duden online. Zugriff am 15. Oktober 2019 unter <https://www.duden.de/rechtschreibung/Amateurismus>
- Eggers, E. (2007). Die Amerikaner bestimmen unser Programm. *F.A.Z.*, 59 (1), 40. Zugriff am 14. Jänner 2020 unter

<https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/medien/fernsehspiele-die-amerikaner-bestimmen-unser-programm-1407298.html>

- Eisenberg, C. (1999). „English Sports“ und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800 - 1939. Zürich: Schöningh.
- Engel, J. K. & Gaus, G. (1969). „Fleisch allein macht keinen Meister“. *Der Spiegel*, 23 (52), 109-113. Zugriff am 28. Dezember 2019 unter <https://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/45234209>
- Engel, J. K. & Gaus, G. (1970). Kaltes Geschäft. *Der Spiegel*, 24 (50), 178. Zugriff am 5. Jänner 2020 unter <https://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/43822762>
- Engel, J. K. & Gaus, G. (1971). Markt der Millionen. *Der Spiegel*, 25 (51), 122-124. Zugriff am 15. Dezember 2019 unter <https://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/44914672>
- Engel, J. K. & Jacobi, C. (1962). Qualität Nebensache. *Der Spiegel*, 16 (12), 68. Zugriff am 4. November 2019 unter <https://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/45139417>
- Engel, J. K. & Jacobi, C. (1965). Gleiten ohne Flattern. *Der Spiegel*, 19 (7), 73. Zugriff am 6. Dezember 2019 unter <https://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/46169410>
- Engel, J. K. & Jacobi, C. (1965). Schlechtes Klima. *Der Spiegel*, 19 (47), 104-106. Zugriff am 19. November 2019 unter <https://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/46275003>
- Engel, J. K. & Jacobi, C. (1968). „DE GAULLE HAT FRANKREICH GUT VERKAUFT“. *Der Spiegel*, 22 (7), 89-91. Zugriff am 5. Jänner 2020 unter <https://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/46135655>
- FIS (2019). *FIS Kongress Geschichte. 1961 - MADRID (SPA)*. Zugriff am 25. Oktober 2019 unter <https://fisc-web-prod.corebine.com/en/inside-fis/about-fis/meetings/fis-congress-history/1961-madrid-spa>
- Fruehberger, E. (2014). *Die Ökonomisierung des Skisports am Beispiel Österreich*. Wien: Universität, Institut für Geschichte.
- Guttmann, A. (1979). Vom Ritual zum Rekord. Das Wesen des modernen Sports. Schorndorf: Hofmann.
- Guttmann, A. (1984). *The Games must go on. Avery Brundage and the Olympic Movement*. New York: Columbia University Press.
- Hilpert, H. (2007). Sportrecht und Sportrechtsprechung im In- und Ausland. Berlin: De Gruyter.
- Huber, J. & Kupfer, P. (1973). *Österreichs Skimädchen. Ihr Weg zum Weltcup*. Wien: Ueberreiter, Kurier.
- IOC (1894). Les Travaux du Congres. In: *Bulletin du Comité International des Jeux*.
- IOC (1955). *The Olympic Games. Charter, Rules And Regulations. General Information*. Zugriff am 17. Jänner 2020 unter <https://library.olympic.org/Default/doc/SYRACUSE/64826/the-olympic-games-charter-rules-and-regulations-general-information-comite-international-olympique>

- IOC (1958). *The Olympic Games. Fundamental Principles Rules And Regulations. General Information.* Zugriff am 15. Jänner 2020 unter <https://library.olympic.org/Default/doc/SYRACUSE/61944/the-olympic-games-fundamental-principles-rules-and-regulations-general-information-international-oly>
- IOC (1974). *Olympic Rules And Regulations. Rules approved in Varna 1973.* Zugriff am 8. Jänner 2020 unter [https://library.olympic.org/Default/search.aspx?SC=CATALOGUE&QUERY=charter&QUERY_LABEL=#/Detail/\(query:\(Id:'1 OFFSET 0',Index:2,NBResults:5,PageRange:3,SearchQuery:\(CloudTerms:!\(\)\),FacetFilter:%7B%7D,ForceSearch:!t,Page:0,PageRange:3,QueryGuid:'0524ab6e-dcca-4f12-9a0e-0a76585aa6a1',QueryString:'charter%201973',ResultSize:10,ScenarioCode:CATALOGUE,ScenarioDisplayMode:display-standard,SearchLabel:',SearchTerms:'charter%201973',SortField:!n,SortOrder:0,TemplateParams:\(Scenario:',Scope:Default,Size:!n,Source:',Support:'\),UseSpellChecking:!n\)\)\)](https://library.olympic.org/Default/search.aspx?SC=CATALOGUE&QUERY=charter&QUERY_LABEL=#/Detail/(query:(Id:'1 OFFSET 0',Index:2,NBResults:5,PageRange:3,SearchQuery:(CloudTerms:!()),FacetFilter:%7B%7D,ForceSearch:!t,Page:0,PageRange:3,QueryGuid:'0524ab6e-dcca-4f12-9a0e-0a76585aa6a1',QueryString:'charter%201973',ResultSize:10,ScenarioCode:CATALOGUE,ScenarioDisplayMode:display-standard,SearchLabel:',SearchTerms:'charter%201973',SortField:!n,SortOrder:0,TemplateParams:(Scenario:',Scope:Default,Size:!n,Source:',Support:'),UseSpellChecking:!n))))
- IOC (1980). *Olympic Charter 1980. Provisional.* Zugriff am 22. Jänner 2020 unter [https://library.olympic.org/Default/search.aspx?SC=CATALOGUE&QUERY=1981+charter&QUERY_LABEL=#/Detail/\(query:\(Id:'1 OFFSET 0',Index:2,NBResults:248,PageRange:3,SearchQuery:\(CloudTerms:!\(\)\),FacetFilter:%7B%7D,ForceSearch:!t,Page:0,PageRange:3,QueryGuid:'fb8e4d2b-720f-49fa-afa3-93874c616c94',QueryString:'charter',ResultSize:10,ScenarioCode:CATALOGUE,ScenarioDisplayMode:display-standard,SearchLabel:',SearchTerms:'charter',SortField:!n,SortOrder:0,TemplateParams:\(Scenario:',Scope:Default,Size:!n,Source:',Support:'\),UseSpellChecking:!n\)\)\)](https://library.olympic.org/Default/search.aspx?SC=CATALOGUE&QUERY=1981+charter&QUERY_LABEL=#/Detail/(query:(Id:'1 OFFSET 0',Index:2,NBResults:248,PageRange:3,SearchQuery:(CloudTerms:!()),FacetFilter:%7B%7D,ForceSearch:!t,Page:0,PageRange:3,QueryGuid:'fb8e4d2b-720f-49fa-afa3-93874c616c94',QueryString:'charter',ResultSize:10,ScenarioCode:CATALOGUE,ScenarioDisplayMode:display-standard,SearchLabel:',SearchTerms:'charter',SortField:!n,SortOrder:0,TemplateParams:(Scenario:',Scope:Default,Size:!n,Source:',Support:'),UseSpellChecking:!n))))
- Jeschko, K. (1960). *Olympia 1960. Ein Bericht über die VIII. Olympischen Winterspiele in Squaw Valley.* Baden: Verlag Werner Riekmann.
- Kluge, V. (1999). *Olympische Winterspiele. Die Chronik. Chamonix 1924 – Nagano 1998* (3. erw. Auflage). Berlin: Sportverlag.
- Kneissl, F. (1986). *Kneissl. Eine österreichische Skilegende. Eine Dokumentation 1861 – 1980.* o.O.
- Koren, S. (1961). *Die Industrialisierung Österreichs - vom Protektionismus zur Integration : Entwicklung und Stand von Industrie, Gewerbe, Handel und Verkehr.* Berlin: Duncker & Humblot.
- Kornfeld, A. (2003). *Franz Klammer. Ein Leben wie ein Roman.* Wien: SportWoche VerlagsGmbH.
- König, S. & Zimmer, G. (2002). *Karl Schranz. Mein Olympiasieg.* München: Herbig.
- Krüger, A. (2003). „Nothing succeeds like success“. The context of the 1894 Athletic Congress and the Foundation of the IOC. *Stadion*, 29, 47-64.
- Kumersberger, K. (1989). *Ein Überblick über die Geschichte des Amateurgedankens.* Wien: Universität Wien, Institut für Sportwissenschaft.
- Kunkel, R. (1972). Der IOC-Präsident sieben Stunden ganz privat. Wer ist Avery Brundage?. *Die Zeit*, 27 (21). Zugriff am 10. November 2019 unter <https://www.zeit.de/1972/21/wer-ist-avery-brundage/komplettansicht>

- Laola1. (19. März 2018). Preisgeld-Ranking: So viel cashten die Ski-Stars. Zugriff am 30. September 2019 unter <https://www.laola1.at/de/red/wintersport/ski-alpin/news/preisgeld--so-viel-verdienten-hirscher--shiffrin---co/>
- Lingens, P. M. (1972). Porträt: Karl Schranz. *Profil*, 3 (1), 42-52.
- Lingens, P. M. (1973). Phänomen Annemarie Pröll: Der geheime Superstar. *Profil*, 4 (5), 39-52.
- Lingens, P. M. (1975). Skigymnasium Stams. Anatomie eines Schulversuchs. *Profil*, 6 (6), 40-43.
- Lingens, P. M. (1976). Die Klammer Story. *Profil*, 7 (6), 36-43.
- Lingens, P. M. (1976). Skiamateure: Das Ende einer Lüge. *Profil*, 7 (29), 38-39.
- Lingens, P. M. (1977). Skisport: Der Mann hinter Pröll. *Profil*, 8 (3), 40-44.
- Llewellyn, M. P., & Gleaves, J. (2016). *The Rise And Fall Of Olympic Amateurism*. Urbana, Chicago, Springfield: University of Illinois Press.
- Loew, G. L. (2008). Karl Schranz and the International Debate on Amateurism Sapporo 1972. In *Olympika* (17) 153 – 168. Zugriff am 5. September unter <https://cdm17103.contentdm.oclc.org/digital/collection/p17103coll10/id/4441>
- Lorenz, O. (1952/1953). Geld interessiert uns nicht. *Ski Sport. Mitteilungsblatt des österreichischen Ski-Verbandes*, 1 (5), 6.
- Lorenz, O. (1954/1955). Christian Pravda und die Amateurbestimmungen. *Ski Sport. Mitteilungsblatt des österreichischen Ski-Verbandes*, 3 (4/5), 15.
- Lorenz, O. (1954/1955). Amateurbestimmungen – rigoros einzuhalten! *Ski Sport. Mitteilungsblatt des österreichischen Ski-Verbandes*, 3 (6), 7-8.
- Lorenz, O. (1957/1958). Die Saison beginnt. *Austria Ski Sport*, 6 (5), 4.
- Lorenz, O. (1957/1958). Toni Sailer - Rennläufer oder Filmschauspieler. *Austria Ski Sport*, 6 (5), 8.
- Lorenz, O. (1959). ÖSV Präsident Dr. Otto Lorenz nimmt zum Amateurproblem Stellung. *Austria Ski Sport*, 7 (4), 12-13.
- Maegerlein, H. (1972). *Olympia 1972 Sapporo*. Frankfurt am Main: Limpert.
- Mayer, K. (2005). *Erik(A). Der Mann der Weltmeisterin wurde*. Wien: Kurt Mayer Film.
- Mayer, H. (2015). Erinnerungen an eine Sternstunde. *Neue Vorarlberger Tageszeitung* (22. Februar 2015). Zugriff am 25. September 2019 unter <https://www.neue.at/sport/2015/02/21/erinnerungen-an-eine-sternstunde.neue> (limitierter Zugriff)
- Mätzler, A. (2009). Die internationalen Organisationsstrukturen im Spitzensport und die Regelwerke der Sportverbände. Wien: Universität Wien, Institut der Rechtswissenschaften.
- Mehl, F. (1972). *Der Amateurbegriff. Dokumentationsstudie anlässlich des Forumsgesprächs "Der Amateur im Leistungssport" am 12. April 1972*. Wien: Wissenschaftliche Gesellschaft für Leibeserziehung und Sport.
- Mosebach, U. (2017). *Sportgeschichte. Von den Anfängen bis in die moderne Zeit*. Aachen: Meyer & Meyer.

- Müller, N. (1981). *Von Paris bis Baden-Baden. Die Olympischen Kongresse 1894 – 1981*. Niederhausen, Taunus: Schors-Verlag.
- Müller, N. (1983). *Von Paris bis Baden-Baden. Die Olympischen Kongresse 1894 – 1981* (2., erg. Auflage). Niederhausen, Taunus: Schors-Verlag.
- Müller-Marein, J. (1958). Olympia finita?. *Die Zeit*, 13 (16). Zugriff am 3. November 2019 unter <https://www.zeit.de/1958/16/olympia-finita>
- Norden, G. (1998). Breitensport und Spitzensport vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. In Bruckmüller, E. & Strohmeyer, H. (Hrsg.), *Turnen und Sport in der Geschichte Österreichs* (S. 56 – 85). Wien: ÖBV.
- Ostermiller, S. (2003 – 2020). *CoinMill.com - Der Währungs-Umrechner*. Zugriff am 15. Dezember 2019 unter <https://de.coinmill.com/>
- ORF (2001). *Die Sportlegende Egon Zimmermann*. Zugriff am 23. Oktober 2019 unter <https://tvthek.orf.at/profile/Archiv/7648449/Die-Sportlegende-Egon-Zimmermann/11446406>
- ORF (2002). *Porträt von Trude Jochum-Beiser*. Zugriff am 22. Oktober 2019 unter <https://tvthek.orf.at/history/Panorama/10963791/Portraet-von-Trude-Jochum-Beiser/11446958>
- ORF. (2011). *Franz Klammer 35 Jahre nach seinem Olympiasieg*. Zugriff am 5.10.2019 unter <https://tvthek.orf.at/profile/Archiv/7648449/Franz-Klammer-35-Jahre-nach-seinem-Olympiasieg/12379732>
- ORF (2013). *Jahrhundertsportlerin Annemarie Moser-Pröll*. Zugriff am 30. November 2019 unter <https://tvthek.orf.at/history/Panorama/9840730/Jahrhundertsportlerin-Annemarie-Moser-Proell/10628109>
- ORF (2014). *Erinnerungen an Toni Sailer*. Zugriff am 25. Oktober 2019 unter <https://tvthek.orf.at/program/Archiv/7648449/Erinnerungen-an-Toni-Sailer/12379885/Portraet-von-Toni-Sailer/12379889>
- Österreichisches Institut für Wirtschaftsforschung (1958). Löhne, Gehälter und Masseneinkommen in Österreich 1950 – 1957. *Monatsberichte des österreichischen Institutes für Wirtschaftsforschung*, 31 (54). Zugriff am 23. September 2019 unter <https://www.wifo.ac.at/bibliothek/archiv/MOBE/1958Heft10Beil54.pdf>
- ÖSV (2005). *Österreichischer Skiverband 100 Jahre. Emotion made in Austria*. Innsbruck: Österreichischer Skiverband.
- ÖSV (2008). *Österreichische Skistars von A – Z. Emotion made in Austria. Eine Dokumentation des Österreichischen Skiverbandes*. Hall in Tirol: Ablinger.Garber.
- Podgorski, T. (1976). *Olympische Winterspiele. Innsbruck 76*. Wien, München, Zürich: Fritz Molden.
- Polednik, H. (1991). *Das Glück im Schnee. 100 Jahre Skilauf in Österreich*. Wien: Amalthea.
- Pollak, O. (1951). Skitraining auf neuen Wegen. Noch immer der Fall Rom. *Arbeiter-Zeitung*, 63 (287), 8. Zugriff am 15. November 2019 unter <http://www.arbeiter-zeitung.at/cgi-bin/archiv/flash.pl?year=1951&month=12&day=12&page=08&html=1>

- Pollak, O. (1952). Keine Schwierigkeiten für Dagmar Rom. *Arbeiter-Zeitung*, 64 (13), 8. Zugriff am 16. November 2019 unter <http://www.arbeiter-zeitung.at/cgi-bin/archiv/flash.pl?year=1952&month=1&day=16&page=08&html=1>
- Pollak, O. (1955). Pravda doch bei der Olympiade. *Arbeiter-Zeitung*, 67 (123), 8. Zugriff am 2. Oktober 2019 unter <http://www.arbeiter-zeitung.at/cgi-bin/archiv/flash.pl?year=1955&month=5&day=28&page=08&html=1>
- Pollak, O. (1955). Innsbruck bleibt erster Olympiakandidat. Pravda bleibt disqualifiziert. *Arbeiter-Zeitung*, 67 (128), 8. Zugriff am 2. Oktober 2019 unter <http://www.arbeiter-zeitung.at/cgi-bin/archiv/flash.pl?year=1955&month=6&day=4&page=08&html=1>
- Prohl, R. & Röthig, P. (2003). *Sportwissenschaftliches Lexikon* (7., neu bearb. Aufl.). Schordndorf: Hofmann
- Prüller, H. (1973). *Das Mädchen Pröll. Beste Skirennläuferin der Welt*. Wien: Orac.
- Reckendorf, G. (1991). *Entwicklungsgeschichte des Ruderns in England und Deutschland. Parallelen, Gegensätze und Interdependenzen der nationalen Entwicklungen*. Bochum: Brockmeyer.
- Rehling, P. (1994). *Die Entwicklung der industriellen Skiproduktion Österreichs seit 1945*. Wien: Universität Wien, Institut für Sportwissenschaften.
- Rottensteiner, A. (1964). *Olympia Innsbruck 1964*. Wien: Österreichischer Bundesverlag.
- Sailer, A. (1956). *Mein Weg zum dreifachen Olympiasieg*. Salzburg: Bergland-Buch
- Scheuch, M. (1971). Freudentag für den Skisport. *Arbeiter-Zeitung*, 83 (225), 15. Zugriff am 25. Oktober 2019 unter http://www.arbeiter-zeitung.at/cgi-bin/archiv/flash.pl?seite=19710928_A15;html=1
- Scheuch, M. (1973). Von vielen vergessen – was ist aus ihr geworden? Dagmar Rom. *Arbeiter-Zeitung*, 85 (273), 16. Zugriff am 23. September 2019 unter http://www.arbeiter-zeitung.at/cgi-bin/archiv/flash.pl?seite=19731127_A16;html=1
- Scheuch, M. (1980). Budgetexpansion. *Arbeiter-Zeitung*, 92, 9. Zugriff am 25. November 2019 unter http://www.arbeiter-zeitung.at/cgi-bin/archiv/flash.pl?seite=19800218_A09;html=1
- Schranz, K. (1963). *Zweimal Weltmeister*. München: Corpress.
- Schranz, K. & Kuhn, M. (1973). *Die Karl Schranz Skischule*. Wien: Ueberreuter.
- Seefranz, D. (1976). *Der weiße Rausch. Vom Skisport in Österreich*. Wien: Forum.
- Senn, A. E. (1999). *Power, Politics and the Olympic Games*. Champaign: Human Kinetics.
- Stoiber, G. (2016). Rivalen machten Salzburg zum Zentrum der Skiproduktion. *Salzburger Nachrichten*, 72 (26). Zugriff am 13. November unter <https://www.pressreader.com/austria/salzburger-nachrichten/20160504/282136405613787>
- Strasser, N. (2006). *Golden Girls. Österreichs Ski-Olympiasiegerinnen*. Wien: Egoth Verlag.
- Teibenbacher, P. (1996). Die Ausformung der österreichischen Identität während kritischer, zeithistorischer Ereignisse 1945–1996. In: M. Haller (Hrsg.). *Identität und Nationalstolz der Österreicher*. (S. 206 – 270). Wien: Böhlau.

- Veddar, C. & Lämmer, M. (2014). *Olympische Charta 2014*. Frankfurt/Main: A. Bernecker Verlag.
- Young, D. C. (1996). *The modern Olympics. A struggle for revival*. Baltimore: Johns Hopkins University Press.

14. Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1: Im Vordergrund ist die Bergiselschanze zu sehen (Rottensteiner, 1964, S. 29).....S. 41
- Abb. 2: Trude Klecker bei der WM 1954 (Kneissl, 1986, S. 36).....S.77
- Abb. 3: Franz Klammer im Jahr 1973 bei seinem Triumph in Schladming (Kornfeld, 2003, zwischen den Seiten 66 und 67).....S.78
- Abb. 4: Klammer bei einem seiner Siege in Kitzbühel (Kornfeld, 2003, zwischen den Seiten 66 und 67).....S. 79
- Abb. 5: Kneissl Werbung im Jahr 1956. (Lorenz, 1956/1957, S. 12).....S. 81
- Abb. 6: Blizzard Werbung im Jahr 1956. (Lorenz, 1956/1957b, S. 15).....S. 82
- Abb. 7: Sailer, Molterer und Kneissl bei den Spielen 1956 in Cortina, erkennbar am Emblem über der Startnummer. (Kneissl, 1986, S. 41).....S. 83
- Abb. 8: Österreichs Damenteam mit dem Schifabrikanten Franz Kneissl (Kneissl, 1986, S. 41).....S. 83
- Abb. 9: Franz Kneissl mit den Medaillengewinnerinnen Trude Klecker (links) und Thea Hochleitner (rechts). (Kneissl, 1986, S. 36).....S. 84
- Abb. 10: Karl Schranz bei einem Benefizfußballspiel mit Werbung auf dem Dress. (Lingens, 1972, S. 43).....S. 92
- Abb. 11: Schranz posiert vor Kneissl Utensilien (Engel & Gaus, 1971, S. 122).....S. 92